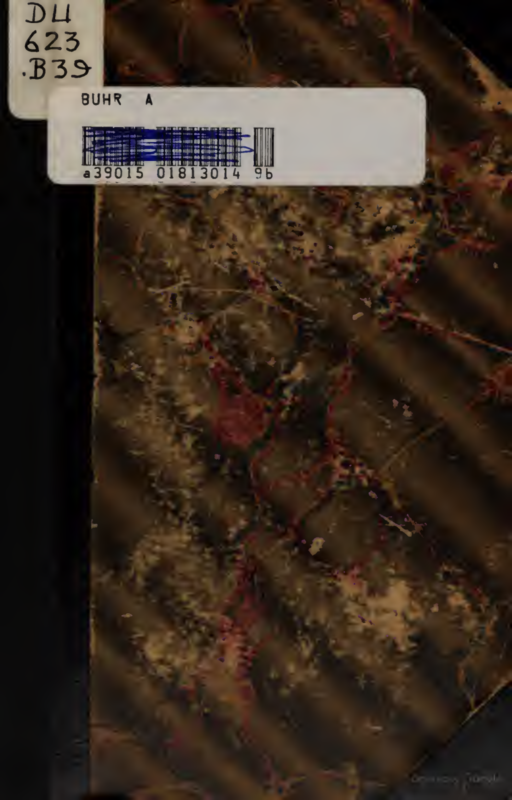
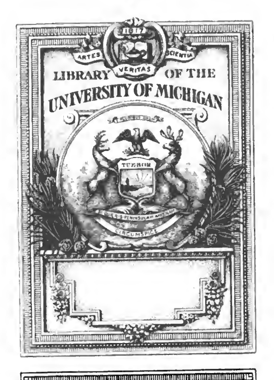
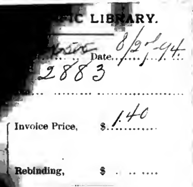
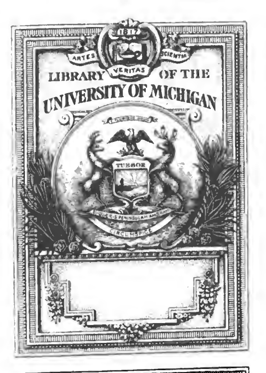



ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE




1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE



SCIE
Shelf number
139-
From whom
Cost:
Inv
Reb

EIN JAHR

auf den

SANDWICH-INSELN.

(Hawaiische Inseln.)

Land, Leute, Sitten und Gebräuche, Import, Export, mit Berücksichtigung der klimatischen Verhältnisse, vorkommenden Krankheiten etc.

von

Dr. J. Bechtinger,

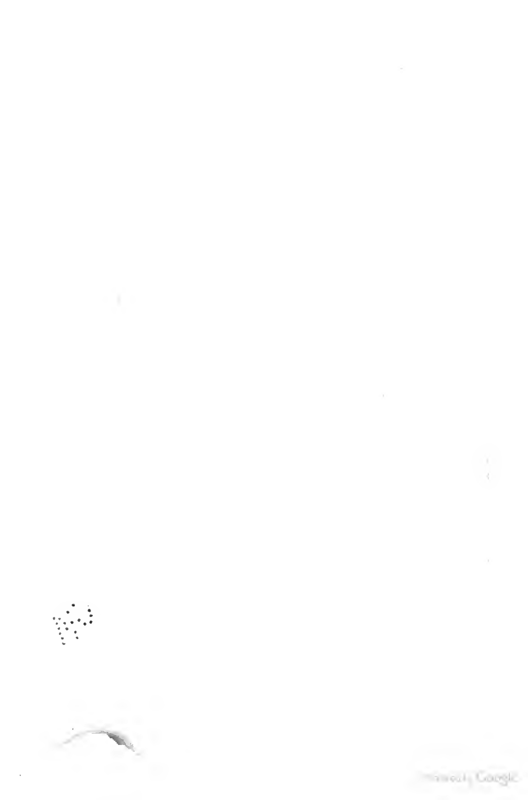
praktischem Arzte, Doctor der gesammten Heilkunde, Mitgliede der medizinischen Facultät zu Wien, zu Mexico, des Doctoren-Collegiums zu Triest, so wie der k. k. geographischen Gesellschaft etc.

Memoiren. — Band I.

WIEN.

Im Selbstverlage des Verfassers.

1869.



Den Mitgliedern

der k. k.

GEOGRAPHISCHEN GESELLSCHAFT

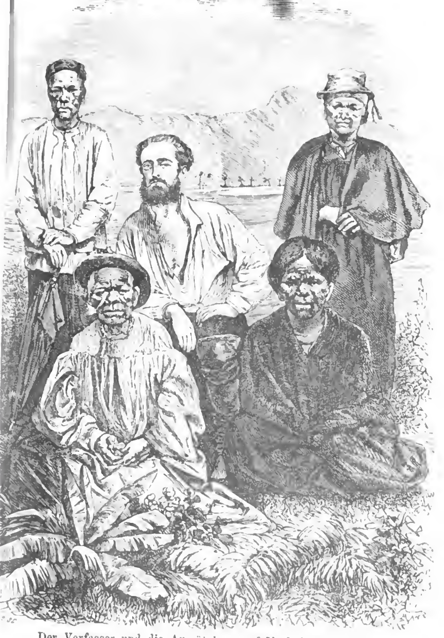
widmet dieses Werk

Achtungsvoll

der Verfasser.







Der Verfasser und die Aussätzigen auf Molokai (Sandwichs-Inseln).
a Ein Chinese und drei Insulanerinen

Vorwort.

Vorliegendes Werk übergebe ich als Vorläufer meiner Memoiren der Oeffentlichkeit. Es ist das Resultat meiner während eines längeren Aufenthaltes auf den Hawaiischen Inseln gesammelten Erfahrungen. Ich hatte zuerst diese Skizze in meiner Muttersprache — der italienischen — niedergeschrieben; da ich mich aber nun unter Deutschen niedergelassen und eben jetzt auswanderungslustige Deutsche von einem Agenten Kamehameha's auf die genannten Inseln hinübergelockt werden, so hielt ich es für zweckmässig, diese meine Erlebnisse und Beobachtungen in die deutsche Sprache zu übertragen.

Merkwürdige Umstände hatten mich in die Welt hinausgetrieben, schutzlos, ohne Mittel und ohne Unterstützung von irgend einer Seite; im eigentlich-

sten Sinne des Wortes auf meine Kräfte allein angewiesen, unternahm ich meine Reisen, und wenn es auch, wie unter diesen Umständen leicht erklärlich, ohne Mühe und Noth nicht abging und es manche bittere Pille zu verschlucken gab, so standen mir doch ein fester Wille, eine kernige Gesundheit und eine tüchtige Dosis Philosophie als treue Gefährten in trüben Stunden zur Seite.

Möge der Leser es auch dem Arzte nicht verargen, wenn er mehr als erlaubt oft Dinge besprochen, die eigentlich in medizinischen Blättern besser am Platze wären, aber das Ganze darüber ist so kurz und flüchtig gehalten, dass der Leser dies leicht überlesen und vielleicht auch nicht uninteressant finden wird. Andererntheils möge man mein Bestreben, die blosse nackte Wahrheit wiederzugeben, nicht übel deuten, wenn diese nothwendigermassen hie und da in zu scharfen Bildern abgezeichnet wurde, wie es gegen Ende des Buches vielleicht der Fall sein mag.

Wie gewöhnlich dürften sich auch hier Einige finden, welche solche Stellen nicht werden verdauen können, aber . . . wie sagte jener Dichter? „Quamquam sint sub aqua sub aqua maledicere tentant!“

Ich werde sie daher schreien lassen und mit Dante ausrufen: Non ti curar di lor, ma guarda e passa.

Sowohl in diesem als in den nachfolgenden Werken meiner Reisen um die Welt sind die Holzschnitte grösstentheils Photographien nachgebildet. Was die Karten betrifft, erlaube ich mir die Bemerkung, dass ich nicht als Kartograph auftrete, sondern selbe bloss beifüge, damit der Leser mit der geographischen und topographischen Lage der zu besprechenden Gegenden näher vertraut werde.

Demnächst als II. Band: Meine Erlebnisse in „Abessinien“ während des abessinischen Feldzuges und auf der chinesischen Piraten-Insel „Formosa“.

WIEN anno 1869.

Der Verfasser.

Abfahrt von Californien.

„In den Ocean schifft mit tausend Masten der Jüngling,
Still auf gerettetem Boot schwimmt in den Hafen der Greis."
Schiller.

Es war gegen Ende Februar des Jahres 1866, als wir mit einer ziemlich starken Briese St. Francisco verliessen, — jene Stadt, die Tausende von Auswanderern und Abenteuerern mit pochendem Herzen und mit grossen Erwartungen begrüssen und die für Viele gar zu oft statt des Eldorado ein kaltes Grab wird.

Mit Blitzesschnelle flogen die verschiedenen Ansiedlungen der Küste an uns vorüber, zuletzt das Cliff-House.

Das Cliff-House ist am Eingange der St. Francisco-Bay gelegen, ein allerliebstes Tivoli, von wo aus man die geheimnissvolle Brandung belauscht . . . und die wogenden Wassermassen des Oceans bewundert, die von allen Welttheilen her fremde Fahrzeuge bringen. — Gerne und lange lässt man den Blick am Horizonte ruhen und denkt an seine Lieben in der fernen Heimat, während in den geräumigen inneren Localitäten Musik die lustige junge Welt St. Francisco's zu Scherz und Tanz lockt.

Hunderte von Seehunden spielen an den benachbarten Felsblöcken mit ihren Jungen, plätschern und tändeln, zu nicht geringer Erheiterung der gaffenden Menge.

In früheren Jahren, wo nur spärliche Fischerhäuser und Indianerhütten die Küste belebten, schoss man wacker auf diese harmlosen Geschöpfe, — so dass sie allmälig zu verschwinden begannen. Ein strenges Verbot, auf diese Thiere Jagd zu machen, hat in neuerer Zeit dem Uebel insofern gesteuert, dass sie — wenn auch nicht in einer so überraschenden Anzahl wie früher — doch immerhin in einer respectablen Menge am Ufer ihr lustiges Spiel treiben.

Auch die letzten Umrisse der malerischen Küste Californiens verschwanden allmälig und allmälig an dem fernen Horizonte. — Die See, je weiter wir uns vom Lande entfernten, wurde immer unruhiger und ungestümer; der Wind blies mit solcher Heftigkeit in die Segel, dass die Masten krachten, das Schiff dahintrieb und die gebrochenen Fluthen unser ganzes Deck überschwemmten.

Am 15. Tage sollten wir nach einem über 2000 Meilen langen, glücklich zurückgelegten Weg die erste der Südsee-Inseln, die korallenreiche Oahu, die wichtigste unter der „Sandwichs-Gruppe", in Sicht bekommen.

Vor unseren Augen entrollten sich die Reihen der oschenen Vulkane; die Cocos-Palmen, die Hütten der ingeborenen machten sich allerliebst, und der Donner der

gebrochenen Wogen an den Korallenriffen übertäubte das eigene Wort.

Die ganze Gruppe der Sandwichs-Inseln hat nur einzelne passende Ankerplätze; die steilen Felsenwandungen, welche sich an manchen Stellen tausende von Fuss erheben, sind am Niveau des Meeres von der Gewalt der Wogen zerbröckelt, die sich in der Vulkan-Masse mit dem Verlaufe der Zeiten tiefe Höhlen ausgebohrt haben. Korallen-Blöcke umgeben die Ufer hie und da und erheben sich bis knapp an die Oberfläche.

An manchen Stellen wiederum hat das Meer eine allzu grosse Tiefe, um leicht ankern zu können. Dies ist besonders bei der Kealakeakua-Bay (Capitäns Cook Ermordungsplatz) der Fall, wo die Tiefe über 35 Faden beträgt.

An vielen anderen Theilen der Inseln findet man so seichte Ufer, dass Schiffe oft über eine halbe Meile sich vom Lande entfernt halten müssen, um nicht den Grund zu berühren.

Der Hafen Honolulu ist der beste. Man möchte ihn gleichsam einen Canal zwischen tiefen Korallen-Riffen nennen, der sich blasenförmig erweitert und einer beträchtlichen Menge von Schiffen Platz einräumt. — Naturerscheinungen wie im „Adriatischen Meere“ z. B., wo zum Schrecken der Küstenbewohner ein allmäliges aber constantes Zurücktreten des Wassers beobachtet wird, haben auch hier viel Land blosgelegt, was viele auf die Idee brachte, dass die Inseln sich heben.

In neuester Zeit geht man mit der Idee um, unterseeisch die Korallenblöcke mit Pulver zu sprengen *), um einen grösseren Spielraum für das Ein- und Ausfahren der Fahrzeuge zu gewinnen.

---

*) **Repertory of Patent-Intervention — 1833.**

Es tauchen nämlich 3 Männer mit der Taucherglocke. Von diesen hält einer das Bohreisen, während die beiden andern so lange schnell und kräftig mit Hämmern daraufschlagen, bis ein Bohrloch von gehöriger Tiefe gebohrt ist. In dieses Bohrloch wird alsdann eine blecherne Patrone von beiläufig 2" im Durchmesser und 1' Länge gesteckt und Sand darauf gebracht. An dem Scheitel der Patrone ist eine blecherne Röhre angelöthet, an deren oberem Ende sich eine messingene Röhre befindet. Ist die Patrone befestigt, lässt man die Glocke langsam emporsteigen und schraubt dabei an die blecherne Röhre nach und nach so viele Stücke an, dass die Röhre am Ende 2 Fuss über die Wasserfläche emporragt. Der Mann, der den Schuss abfeuert, befindet sich in einem Boote dicht an der Blechröhre, an deren oberem Ende ein Strick befestiget ist, den er in der linken Hand hält.

Das Abfeuern geschieht mittelst kleiner, roth glühender Eisenstücke, welche in die Röhre hinabgeworfen, durch ihre Hitze das Pulver augenblicklich entzünden. Nur ein kleiner Theil der Röhre wird durch die erfolgende Explosion zerstört, das unversehrte Stück kann wieder weiter verwendet werden. Der in dem Boote befindliche Arbeiter nimmt von der Explosion weiter nichts wahr als ein heftiges Aufsieden des Wassers; eine sehr starke Erschütterung verspüren aber Jene, welche am Ufer oder irgend einer Stelle stehen, die mit dem gesprengten Felsen in Verbindung steht.

Le genie industriel — 1863.

In neuester Zeit wird statt der blechernen Röhre ein elektrischer Zünder eingeführt, an welchen ein dünner Kupferdraht von dem Boote leitet. Mittelst einer gewöhnlichen Elektrisirmaschine wird die Patrone entzündet.

Auch wird statt des Meissels und Hammers eine Bohrmaschine, statt des Pulvers Nitroglycerin angewendet.

Froh, wieder festes Land zu betreten, verliessen wir das Schiff, wo wir manche angenehme Stunden zubrachten, denn mit uns fuhr eine gefeierte St. Francisco - Sängerin die in Honolulu debutiren wollte und mit ihrer Nachtigallstimme manches Herz eroberte, darunter auch das des Capitäns, der sie auch glücklich wieder nach Californien zurückbrachte. Man kann sich eines Lächelns nicht enthalten, sieht man das schöne Geschlecht (die *Wahines* oder Kanakerinen, wie sie sich zum Unterschiede von den Wahine *naore*, den weissen Frauen, nennen) mit seinen langen, schwarzen Nonnenkleidern einherwandeln und neugierig sich die Ankommenden begucken; — sie haben, um das Gewissen ihrer Seelsorger zu beruhigen, welche für die Keuschheit dieser lebenslustigen Weiber allzusehr besorgt waren, sich endlich entschlossen, an ihrem schöngeformten, nackten Leibe ein loses Gewand zu dulden; dem Fremden macht diess einen Eindruck, als sehe er die Manen seiner Verstorbenen.

Honolulu war vor vielen Jahren ein ganz unbedeutender Fleck. Früher war *Lahaina* der Hauptort der Inseln. Erst als die Europäer in grosser Anzahl sich dort in den dreissiger Jahren niederliessen, und das *goldene* Californien seine Thore eröffnete, um die Schaaren Glücksuchender zu beherbergen, ist es zu einem wichtigen Hafen und Handelsplatze herangewachsen. Schiffe und Dampfer, welche von Californien nach Sydney fahren, laufen gewöhnlich hier zur Verproviantirung ein und beleben den Hafen.

Vor nicht gar langer Zeit proponirte die Hawaiische Regierung den Staaten eine nicht unbedeutende Summe, wenn die Dampfer der neuen Linie St. Francisco-Hongkong Honolulu berühren möchten. Mit Angst und bangem Erwarten harrte man im Jänner 1867 auf die Ankunft des ersten Dampfers „Colorado“ (St. à 4000 Tonnen) … leider vergebens! Die betreffende Gesellschaft hatte es zu bewirken gewusst, die Sandwichs-Inseln zu umgehen, indem man durch eine directe Fahrt eine schnellere Ankunft in China erzielen und dadurch grössere Vortheile bezwecken wollte (eine Fahrt von beiläufig einem Monat). Die Retourfahrt über Yokohama, Japan, dauert begreiflicher Weise etwas länger. Bis dato ist noch keine regelmässige Dampfschiffverbindung mit Californien, China, Sydney oder der Amur-Mündung vorhanden, wie Einige fälschlich angeben wollen.

Nichtsdestoweniger wird für die Zukunft Honolulu ein wichtiger Platz sowohl für den Handel, als auch die Lieblingsstätte der Wallfischfänger bleiben, die hier überwintern. — Jahr aus Jahr ein, nachdem sie den Sommer hindurch längs dem russischen Territorium *) Amerika's auf den Bohead — eine Wallfisch-Art — Jagd machen, oder längs der Küste Kamtschatka's den grönländ. Wallfisch „Balena Mysticetus“ verfolgen, kehren sie mehr oder minder glücklich nach ihren Winterquartieren zurück und theilen untereinander ihre Beute, die sie in den mystischen Polar-Zonen

*) Jetzt an die Staaten abgetreten.

im ewigen Kampfe mit den Elementen sich sauer genug verdient haben.

Von je 15—20 Fässern Wallfischöl kommt 1 Fass dem Capitän, von 20—30 Fässern eines dem ersten Steuermann von 30—40 Fässern eines dem zweiten Steuermann zu; von je 110 Fässern erhält jeder Matrose ein Fass.

Dass es da in Honolulu in diesen Monaten recht fröhlich und gemüthlich zugeht, „das so schwer verdiente Geld" mit den braunen Schönen so schnell wie möglich auch wieder verprasst wird, lässt sich leicht denken. Mit Sehnsucht harrt ein Jeder der Ankunft des Wallfischfängers, die braunen Schönen sowohl, als auch mancher Weisse mit noch schwärzerer Seele, um die Säcke des armen Matrosen zu erleichtern.

Es ereignete sich zu der Zeit, als ich eben ankam, eine recht heitere Geschichte (für den einen Theil wenigstens sehr heiter). Ich will sie hier mit wenigen Worten wiedergeben.

Hang nach Abenteuern hat Manchen schon in die Fremde gejagt, wo er das Bittere des Lebens erst recht erfahren musste, und was es heisst das Brot sich sauer zu verdienen. In den Seestädten ist diess noch viel verlockender. Fremde Fahrzeuge und bunte Trachten üben auf das junge Gemüth und auf die Phantasie einen unwiderstehlichen Reiz aus. Eine Wallfischjagd mitzumachen ist so schlimm nicht, denkt sich Mancher, und schaden kann es auch nicht. Und so dachte auch ein junger, übermüthiger Amerikaner von Boston, aus guter Familie. Gesagt, gethan, lässt Eltern

und Verwandte, Pult und Bücher im Stiche, schreit dreimal Hurrah beim Lichten des Ankers und begrüsst im Geiste schon die Menge von Wallfischen, die unter seinem Speere erliegen. In seinem Uebermuthe hat er sich auf einige Jahre auf dem Wallfischschiffe engagiren lassen. Endlich waren auch diese unter bitterer Enttäuschung und harter Arbeit glücklich zurückgelegt, seine Illusionen waren einer trockenen aber praktischen Prosa gewichen, und er wollte nun in Honolulu seine wieder erlangte Freiheit in vollen Zügen geniessen und mit dem Golde, das er sich ehrlich verdient hatte, einige recht gemüthliche Stunden zubringen.

Einige wenige Cameraden durften dabei auch nicht fehlen und man kam für mehrere Tage hindurch aus dem Spree gar nicht heraus. Seeleute sind bekanntlich im ewigen Kampfe mit Cupido's Pfeilen, und in dem Sinnesrausche hielt unser Held um die Hand seiner jungen Bacchantin, einer Kanakerin an, die sich selbstverständlich auch gleich dazu bereit fand.

Die Hawaiischen Gesetze jedoch verlangen von Jedem, der eine Eingeborene heiratet, dass er den Naturalisationsgesetzen Genüge leiste, welchen Bedingungen unser junge
auch augenblicklich nachkam und heiratete. Die
wolken verschwanden allmälig und mit ihnen die
·hen Stunden der Täuschung. Er machte schon
Vorbereitungen, allein die Heimat zu erreichen,
·unges Weibchen, wie ein Deus ex machina, den
ihm verwehrte, indem sie ihn allein nicht



Nr. 1. Kealakeakua-Bay in Hawaii. Ermordungsplatz Capt. Cook.



Nr. 2. Ansicht von Honolulu, Hauptstadt der Sandwichinseln von der Seeseite aus.

fortziehen lassen wollte. Was würden aber seine Freunde, seine Angehörigen, die von jeher in ewigem Hasse mit dem gefärbten Blute lebten, dazu sagen, wenn er eine Gefärbte, eine Kanakerin, als Frau nach Hause schleppte!!

Glücklich für ihn, er hat eine Yankee-Seele im Leibe, die sich auch aus den Teufelsklauen herauszureissen vermag. Er kam zu der praktischen Idee, in eines der leeren Fässer am Bord eines eben abzusegelnden Schiffes zu verschwinden. Geld und gute Worte wurden nicht dabei gespart. Man kann sich das Mord- und Zetergeschrei vorstellen, das die schmählich Betrogene erhob, als sie zu spät auf die Spur des Ungetreuen kam ......

Vergnügt über den lieblichen Aufenthaltsort wanderte ich in Honolulu ohne bestimmtes Ziel herum und athmete nach einer langen Seereise mit heisser Gier die berauschenden Düfte der tropischen Blumen ein, welche die Ansiedler in so zierlicher Wahl um ihre kleinen, aber niedlichen, mit grossem Geschmacke verfertigten Holzhäuser anzulegen und zu pflegen wissen.

Honolulu zählt, abgesehen von den umliegenden Ansiedlungen und Ortschaften, etwas über 6000 Einwohner, worunter gegen 1000 Ausländer zu zählen sind, lauter „pale face“ — Blassgesichter, wie die Eingebornen die Europäer zu nennen pflegen. — Ein „Pêle-mêle“ aller Nationalitäten und Racen, worunter die Deutschen in grosser Anzahl vertreten sind, beleben die Strassen dieser kleinen Residenzstadt.

Honolulu steht in regelmässiger Verbindung mit St. Francisco. — Auch manche deutsche Seestadt sendet

ihr Cargo dahin, und nicht ohne Bewunderung sieht man kleinwinzige Schooner aus Bremen und Hamburg ankern, welche glücklich um das stürmische Cap Horn segelten und nach Monate und Monate langen Kämpfen mit Gegenwinden, Strömungen und Stürmen endlich in krystallhellem Wasser ruhen.

Die verschiedenen Missionen, auf die ich später zurückkommen will, haben ihre Kirchen hier gebaut — deren Anzahl fast grösser ist, als die der Häuser selbst. Die wenigen Strassen sind tagsüber ziemlich belebt; auch in der „Saison morte," im Sommer nämlich, wo die Wallfischfänger in den arctischen Gewässern die Wallfische jagen, fesseln das Auge des Besuchers fortwährend neue fremdartige Erscheinungen.

Von den entfernten Inseln kommen die Insulaner nach Honolulu, um sich die fremden Fahrzeuge zu begaffen, die blassen Gesichter zu kritisiren — schwingen sich hoch zu Ross, auf dem sie wie angewachsen scheinen, die Weiber mit gespreizten Füssen wie die Männer — die ersteren rasen mit ihren Hengsten dahin, dass sie wahren Furien ähnlich sehen; zumal macht das bunt gefärbte, grell rothe oder roth gelbe baumwollene Zeug „kihei', hololio" *), welches sie um die Hüften und Schenkel herumschlagen und befestigen und wovon sie die Enden dem Winde preisgeben, die Täuschung noch vollkommener. Am Halse und in die Haare geflochten tragen sie Kränze „lei ula, ula" aus der rothen reifen Frucht des „Pandanus", deren scharfen Geruch sie lieben.

*) Kihei (Mantel, holo reiten, lio das Pferd: Reitmantel).

Am Samstag ist aber, nach echt amerikanischer Sitte, der grosse Paradetag, wo alles zu Pferde jagt, Weisse wie Gefärbte. Den Sonntag feiert man wie in allen Städten Nord-Amerika's mit einer Grabesruhe.

In neuester Zeit sind aus Amerika auch „Bughies," leichte, elegante Wagen importirt, die zu anständig theueren Preisen verkauft werden und natürlich nur in einigen Plätzen gebraucht werden können, da es da nur wenige fahrbare Landstrassen gibt.

Die Umgebungen sind höchst interessant und malerisch. Man lässt sich gerne nach dem Nuano-Thal, sowie nach der ein und einer halben Stunde entfernten „Pali" (Abgrund) hinführen. Mag der Fremde hundertmal hingehen, so üben diese senkrechten Felsblöcke, die den jähen Abgrund bilden, immer einen unwiderstehlichen Reiz auf ihn aus.

Historisch ist die „Pali" insofern für den Besucher von Interesse, als in den Parteikämpfen Ende vorigen Jahrhunderts die siegenden Schaaren Kamehameha's I. bei 600 Feinde kopfüber in den Abgrund hinunterschleuderten.

Ein wahres Glück für die Inseln wäre jetzt eine Annexion an die Vereinigten Staaten und die Möglichkeit, arbeitslustige Amerikaner hinüberzubringen. Mit Unrecht plaidiren Viele für ein unabhängiges Reich, . . . die jetzige Unabhängigkeit der Inseln ist eine sehr arme. Die Regierung ist vollständig organisirt, die Departements werden gut verwaltet, man gehorcht so ziemlich den Gesetzen — aber es fehlt an Geld und Leuten. Als abhängige Provinz eines freien, grossen Staates wie Amerika, würde vielem Unrath und



Unfug gesteuert, manche faule Pilze dadurch ausgerotte und Ansiedlungen mit allerlei möglichen Vortheilen begünstigt werden.

Mit dem allen ist der jetzige „Kamehameha" freilich nicht einverstanden; er sympathisirt wenig mit dem Yankeedoodel. Die Ursache liegt auf der Hand. Vor Jahren, als er in den Staaten herumreiste, lange vor der Befreiung der Neger Nordamerika's, also in einer Zeit, wo auch der Yankee das schwarze Blut perhorrescirte, wurde er auf rechte Yankee-Manier, d. h. auf eine recht flegelhafte Weise eingeladen, sich aus einem öffentlichen Locale zu entfernen, da man keine Neger zu Tische haben wolle. Man hielt ihn eben für einen Abkömmling der „Aethiopier"; damals war er Prinz, aber die Pille war zu bitter, um das Bittere selbst als König so leicht verdauen und vergessen zu können. „Inde ira."

Nicht nur die Orientalen, auch die Hawaiier glauben an die Existenz eines ungeheueren, die Sonne verfinsternden Vogels. — Dieser, erzählen sie, hätte einst in seinem Fluge über die unübersehbaren Flächen des Meeres ein Ei gelegt, welches, geborsten, die jetzigen Inseln bildete.

Es ist nicht nur möglich, sondern mehr als wahrscheinlich, dass Capitän Cook nicht der erste Entdecker dieser Inseln war. Es erging ihm wie dem Columbus. Als die Spanier gegen Mitte des 16. Jahrhunderts, nachdem sie Mexico eroberten, angestachelt durch Eroberungslust und einen unstillbaren Durst nach Gold, immer weiter gegen

Westen vordrangen und Diego de Becerra und Hernando de Grijalva im Jahre 1533 in der Südsee neue Entdeckungen machten, entdeckte Juan Gaetan im Jahre 1542 einige Inseln, die nach der Meinung Vieler *) eben nur die Sandwichs-Inseln sein sollen. — Die Gruppe mit ihren hohen Vulkanen und abgeplatteten Kegeln nannten sie Mesa (Tafelland) und nahmen sie unter diesem Namen auch in ihrer Karte auf. **)

Es ist leicht begreiflich, dass in jenen Tagen Mittel und Kenntnisse den Seefahrern nicht so zu Gebote standen, wie in unserer Zeit, und dass Irrthümer in den geographischen Karten, so wie fehlerhafte Angaben in der Länge und Breite häufig vorkamen. Diese Inselgruppe steht in denselben einige 100 Meilen zu östlich, in andern wiederum 10 Grad zu westlich, während die Breite correct ist. Dieser Umstand mag uns zur Annahme berechtigen, dass unter la Mesa u. s. w. nur die Sandwichs-Inseln zu verstehen seien.

Mündliche Traditionen, welche von weissen Männern sprechen, denen eine göttliche Verehrung zu Theil wurde, die, wahrscheinlich um den Reichthum des Landes zu exploriren, nach dem Innern der Inseln sich begaben, so wie einzelne Instrumente aus Eisen, die Cook bei seinem Landen in den Händen der Eingebornen fand, bestätigen diese Muthmassungen vollkommen. (Die Inseln haben keine

*) La Perouse.

**) In Admirals Ansons Karte liest man die Namen der Inseln La Mesa, Los Majos etc. etc.

Metalle). Endlich möchte ich aus eigener Beobachtung hinzufügen, dass mir auf den Inseln Einige mit exquisitem spanischen Typus und mit hellerer Nuancirung der Haut aufgefallen sind .... Leute, die als vollblütige Kanaker galten und doch so verschieden von diesen waren! Mögen diese nicht Nachfolger ehemaliger Mischlinge sein?

Es ist klar, dass diese Inseln für jene goldgierigen Eroberer von gar keinem Werthe, höchstens ein zufälliger Stapelplatz zu ihrer Fahrt nach den reichen Philippinen waren. Allmälig verfielen sie ganz und gar in Vergessenheit. Endlich wusste man nichts mehr davon — was auch erklärlich ist, da in jener Epoche jede neue Eroberung*) von den Spaniern sehr geheim gehalten wurde.

Die Sandwichs-Inseln, zu Ehren des damaligen englischen Admirals Sandwich, besser Hawaiische Inseln nach der grossen Insel Hawai genannt (eine Benennung, die auch fast jetzt ausschliesslich gang und gäbe ist), bilden die wichtigste Gruppe in der Südsee. — Zwischen den grossen Continenten Asien und Amerika eingeschaltet, der Mittelpunkt zwischen Central-Amerika und China, bieten sie einen angenehmen Ruhepunkt für Seefahrer und werden, wenn einst die 3000 Meilen lange Eisenbahn-Linie von New-York nach St. Francisco beendet sein wird, besserer Zeiten sich erfreuen, wie in den letzten Jahren. Der Wohlstand, der sich seit Entdeckung des Goldes in Californien vermehrte, hat in den letzten Jahren hier ziemlich wieder

*) Anson's Reisen, London 1748.

abgenommen, da auch jetzt in Californien andere Zeiten sind als wie zu Anfang der Fünfziger, wo man buchstäblich das Gold auf den Strassen fand, und der Export von Früchten und Vegetabilien nach St. Francisco fast gänzlich aufgehört hat.

Die Inseln liegen zwischen dem 18° 50′ und 22° 20′ nördlicher Breit und im 154° bis 160° 15′ westlicher Länge (Greenwich). Sie bestehen aus folgenden Inseln:

	Quadratmeilen
Die vulkanreiche „**Hawaii**“	4000
„**Maui**“ mit dem erloschenen grössten Krater der Erde „Haliakala“	620
„**Oahu**“ mit der Hauptstadt Honolulu	530
„**Kauai,**“ die nördlichste aller Inseln	500
„**Molokai,**“ der Verbannungsplatz der dortigen Aussätzigen	190
„**Lanai**“, die Residenz des emigrirten Mormonen-Bischofs, wahrscheinlich die zukünftige Zufluchtsstätte vieler Mormonen	100
nebst den unbedeutenden „**Niihau**“ und „**Kahoolawe** 90 + 60	150
Summe . .	6090,

also eine Area von etwas über 6000 englische Quadratmeilen.

Ein Blick auf die Karte*) wird die Grösse und Lage dieser Gruppe deutlicher versinnlichen. Einige zählen zwölf Inseln, — es sind deren nur acht — denn einige

*) Siehe Beilage.



vom Ufer kaum wenige Mètres entfernte Felsenstücke wird man gewiss nicht als Inseln bezeichnen wollen.

Zwischen diesen Inseln, die von einander nicht weit entfernt sind, wälzt der Ocean seine schweren Wassermassen hindurch. Die Passatwinde peitschen Jahr ein Jahr aus mit mehr oder minder geringer Gewalt die Oberfläche der See und erzeugen dadurch Strömungen, die besonders zwischen naheliegenden Inseln auffallend stark und reissend werden. In diesen Engpässen ist Ebbe und Fluth auffallender, als an der freien Küste der Inseln selbst.*)

Wohin auch das Auge blicken mag, überall sieht es hohe Gebirge, erloschene Krater, welche Zeugniss ablegen,

---

*) „So wie nun die Attraction auf kleinen Meeren unbemerkbar bleibt, so kann sie auf grossen, mithin auf dem stillen Meere, welches ungefähr $^5/_{12}$ der ganzen Oberfläche der Erde bedeckt und sich gegen Norden bis zum 50° der Breite, gegen Süden bis zum Süd-Pol erstreckt, ohne in seinem Zusammenhange durch etwas anderes als durch kleine Inselgruppen und Korallen-Bänke unterbrochen zu werden, in ihrer ganzen Kraft und Ausdehnung wirken. Wir dürfen daher annehmen, dass die Fluthen ihren Ursprung in den vom Monde erregten Oscillationen des stillen Meeres nehmen, welche westlich fortschreitend, sich dem in geringerem Masse vom Monde afficirten Gewässer des atlantischen Oceans mittheilen, und statt die Erde als ein mit seiner grossen Axe gegen die combinirte Anziehungskraft der Himmelskörper gerichtetes Ellipsoid zu betrachten, welches seine Revolution um die Erde in 25 Stunden vollendet, müssen wir uns die Oberfläche der Erde mit elliptischen Fluthwellen bedeckt denken, welche aus der vom Monde im stillen Ocean erregten, durch hervorragendes Land oder Untiefen in ihrem Laufe gehemmten oder verzögerten und dadurch mehrfach getheilten Urwelle entspringen und an diesen Punkten verschiedene Richtungen annehmen." H. d. S.-k.

was für Erdrevolutionen vor Zeiten und Zeiten hier obwaltet haben müssen.

Die Gebirge erreichen eine Höhe von 14.000 Fuss. Die meisten senken sich allmälig und sanft in die dunkelblaue See, so dass man, zur Schonung seiner eigenen Lunge, zu Pferde bis nahe zu den höchsten Spitzen hinaufreiten kann; während andere wieder wie abgeschnitten senkrecht vom Meeresgrunde sich erheben und nackten, schauerlichen Riesen gleich, die Wolken berühren.

Die Gebirge halbiren gleichsam das Land; um ihre höchsten Gipfel sammeln sich die Wolken, welche diese hohen Regionen fortwährend befeuchten und eine tropische Vegetation hervorrufen, während die tieferen Regionen, sowie die Lee-Seite der Inseln aus Mangel an Regen nichts als öde, sandige und felsige Gegenden darbieten. — Nur zwischen Schluchten, tiefen Thälern, wo das Gebirgswasser in Bächen herunterrieselt und die Erde befeuchtet, sieht man in ihrer Pracht die „Banane“, den Brodbaum „Arrowroot“, das Zuckerrohr, sowie viele für den häuslichen Bedarf willkommene Vegetabilien wachsen. Orangen, der Mango, der Dattel- und Cocos-Baum und deliciöse Früchte verherrlichen das Land, dessen Boden sonst nur aus zersetzten, zerbröckelten und durch den Zahn der Zeit zu Staub verwandelten Vulkanmassen besteht, vermengt mit Asche und thierischen Stoffen, die einen fettreichen Humus abgeben.

Thierische und vegetabilische Organismen, deren Verwesungsproducte im Verlaufe der Jahrhunderte sich mit

dem Staub der Erde vermengten, würden hier leicht den „Guano“ ersetzen, wenn wie gesagt nur genug Wasser da wäre.

Unübersehbare Wiesen an den östlichen Theilen und Abhängen dieser Inseln würden den arbeitsamen, bestrebsamen Landbebauer über die Wahl des zu Bebauenden in Verlegenheit bringen. Den unheimlichsten Anblick und den zerrüttetsten Zustand bietet die Insel Hawaii.

Diese Insel, die grösste aller, war von jeher der Schauplatz grosser Natur-Phänomene und nimmt auch geschichtlich den ersten Rang ein. Schon von Weitem, wenn man sich ihr nähert, sieht man breite, schwarze Streifen von der Spitze der hohen Gebirge zum Wasser gleich Riesenschlangen sich herunterschlängeln, wo das Meer sie verschlingt; ihre Dimensionen wachsen, je näher man dem Ufer zusteuert. — Es sind Lavaströme aus den Jahren 1832, 1843 und 1855, die letzten, schon erstarrten Ausflüsse des Mauna Loa-Vulkans, dessen Höhe über 13.000 Fuss bei einem Durchmesser von 4800 Fuss beträgt, — und des nahe seiner Basis noch immer thätigen „Kelanea“ Kraters (3724 P. F. H.) Sein stiller Nachbar ist der Mauna Kea. Aus dem Mauna Hualalai, jenem an Grösse fast gleichkommend, erfolgte 1801 eine grosse Eruption. *) Diese Lavaströme bieten ein trostloses Bild dar; sie sind oft 20 Meilen breit und wenn nicht eben gefahr-, so doch ungemein

*) Seefahrer, die von Norden oder Nord-Westen Hawaii sich nähern, sehen diese drei Vulkane ganz deutlich nebeneinander, in einer ununterbrochenen Riesenkette.

mühevoll und beschwerlich zu durchkreuzen. Man muss daselbst auf Durchstreifungen sehr auf seiner Hut sein, sich nicht zu verirren.

Die Insulaner, die mit Fischzucht ihr Leben erhalten und deren Hütten am Ufer stehen, müssen diese erstarrten Ströme oft durchkreuzen und haben, um sich den Pfad genauer zu merken, aus den schwarzen Lavaschollen je eine halbe Meile 4—10 Fuss hohe Thürme sich gebaut und die Spitzen derselben mit Korallen und weissen Muscheln angehäuft; welche prächtige Wegweiser abgeben. Man kann sich nicht so leicht einen düstereren, unheimlicheren Weg vorstellen.

Stunden und Stunden lang reitet man mit behutsamem Blick durch diese öden Lavaschollen, Hügel auf Hügel ab, kein Grashalm, kein lebendes Wesen, nicht einmal ein kriechendes Insekt gemahnt dich an ein Leben. Schutthaufen ähnlich liegen die Lavamassen da, hoch aufgethürmt, tiefe Risse und Schachte zwischen sich einschliessend. An manchen Stellen sieht man, dass neue Lavaströme über alte Schollen sich ergossen, aber im halben Wege erstarrt blieben.

Von der Ferne, ... gleichsam um das Leben an der Oberfläche zu ersetzen, ... scheint das Walten im Innern um so mehr seine Rechte behaupten zu wollen. Unversehens sieht man hie und da Rauchwolken aus der Erde sich erheben, und wüsste man sich nicht von jeder Menschenwohnung weit entfernt, man würde meinen, die Kamine eines nahen, freundlichen Dorfes vor sich zu finden.

Als ich mich mitten in diesen Verwüstungen sah, wo einst blühende Flecken das Auge entzückten, und

jetzt *) Alles unter dem verheerenden Elemente schlummerte, konnte ich mich angesichts solcher vernichtender Naturkräfte eines Schauers nicht erwehren, und sehnte mich unwillkürlich, ein lebendes Wesen zu sehen, eine Menschenstimme zu hören. Vergebens spornte ich mein armes Thier . . . . es blutete an allen vier Füssen, und meine Stiefel waren in einem gar zu trostlosen Zustande, um sie dem spitzen Lavagerölle auszusetzen.

Ich hatte ein schönes Stück Arbeit gleich Anfangs beim Eintreten in den erstarrten Lavastrom mit meinem Maulesel gehabt, welchem diese sonderbare Promenade nicht sehr behagen wollte und der allerlei Kunststücke ausführte, welche meine Geduld auf eine entsetzliche Probe setzten. Wahrscheinlich war dies nicht sein erster Gang durch diesen Erguss und die Erfahrung hatte ihn gewitzigt. Es blieb mir am Ende doch nichts Anderes übrig, als mit einem Satze herunterzuspringen, und mit dem anderen Satze: „Der Gescheidtere gibt nach" die Zügel des saumseligen Thieres zu erfassen und es hinter mir par force nachzuschleppen.

Gegen Abend des zweiten Tages endlich kamen ich und mein vierfüssiger Gefährte aus dem Lava-Labyrinthe heraus an einen Flecken, wo der König eben zu meiner grossen Freude vor wenigen Tagen während seiner Rundreise um die Inseln gelandet hatte.

---

*) Grosse Verheerungen haben auch die Eruptionen des Mauna Loa im Jahre 1859 angestiftet.

Zu Zeiten Kamehameha's I., gegen Ende vorigen Jahrhunderts, als Capitän Cook die Inseln besuchte, war Hawaii der gewöhnliche Aufenthaltsort der Könige. Jetzt ist es Honolulu. Oft pflegt der jetzige Kamehameha von Honolulu sich zu entfernen, um sich dem Treiben der Weissen zu entziehen.

Er will, den Hass gegen die Usurpatoren seiner unumschränkten Gewalt im Herzen, sich selbst und den Seinigen wenigstens einmal jährlich auf kurze Zeit wiedergeben und besucht die in Hawaii sich befindenden Stätten seiner Vorfahrern. Dabei verkehrt er bloss mit Kanakern, lebt mit ihnen nach alter Sitte und Gebrauch, und verzehrt mit seiner Schaar brauner Maitressen, die wie pediculi vestimentorum um seinen Leib sich schaaren, rohe Fische und Hundefleisch. Ich sage, ich erfuhr dies zu meiner grössten Freude, denn ich wusste, dass ich meinem hungrigen Magen diesmal nicht nur mit rohen Fischen und Poi, sondern auch mit einigen von der königlichen Tafel zurückgebliebenen Hunde-Carbonaden werde aufwarten können. Dr. Kane in seiner Polar-Reise entging durch Rattenfleisch dem Scorbut, und ich verdanke mehr als einem Hunde die Stärkung meines Magens und die Erholung meiner Kräfte.

Es ist übrigens nicht geheuer, im Innern von Hawai zu reisen.

Zur Zeit als ich mich auf den Inseln befand, vermisste man einen Polen, dessen Name mir entgangen ist, einen durch und durch routinirten tüchtigen Menschen, der auch

die Inseln bereiste und sich eben das Innere Hawaii's besah und von dem man auf einmal nichts mehr hörte. Er blieb und bleibt verschollen. Mancher ist der Ansicht, dass er von den wilden Hunden zerrissen worden sei, was auch das Wahrscheinlichste ist.

Während die westlichen und südwestlichen Abhänge der Vulkane Hualalai und Mauna Loa in Hawaii nur einen Schauplatz der Verwüstung und Verheerung des Landes durch die Naturkräfte darbieten, ist der östlich gelegene von ungeheueren, fast undurchdringlichen Wäldern beschattet, die seit Menschengedenken von Eruptionen verschont blieben.

Die Abhänge des Mauna Kea dagegen bestehen aus einer Unzahl einander täuschend ähnlich sehenden Hügeln, die einen des Pfades und dieses undulirenden Bodens Unkundigen leicht verirren machen. Wie leicht kann man da nicht um sein Leben kommen! Bei Nachtzeit jagen hier nämlich verwilderte Hunde, die Mehrzahl von einer respectablen Grösse, in Heerden von Tausenden und abermals Tausenden, um in den tief unten gelegenen Thälern Nahrung zu suchen. Viele Eingeborne, welche bei Nacht sich verspätet und den Zügen dieser Horden gar nicht oder zu spät ausweichen konnten, haben in den Klauen dieser hungrigen Bestien ihr Leben eingebüsst. In letzterer Zeit haben diese so überhand genommen, dass sie nicht nur den sorglosen Eingeborenen, sondern den neuen Ansiedlern selbst zur Plage und Gefahr geworden sind. Vergebens suchen diese Haus und Hof mit Umzäunun-

gen zu beschützen. Das Vieh im Walde, Pferde und Stiere fallen ihrer Gier zum Opfer. Wildschweine, die früher in Hawaii in solcher Anzahl in den höheren Theilen des Mauna Kea weideten, dass sie förmlich zur Last wurden, sind zur grossen Bestürzung der Kanaker, deren Abgott sie bilden, fast ganz verschwunden.

„Und" — sagte mir ein Engländer, der gleich einem modernen Robinson Crusoe zwanzig Jahre in Hawaii lebte, sogar im Walde seine Hütte hatte, wo er mit seiner Insulanerin und Kind seit Jahren glücklich lebte, das Englische fast vergessen hatte — „es wird noch so weit kommen, dass wir selbst einst dieser hungrigen Horden wegen werden auswandern müssen, denn in dem Maasse, wie sich die Zahl der Eingeborenen vermindert, scheint die dieser verwilderten Hunde sich zu vermehren."

Die Zeiten sind also vorüber, wo man befürchtete, das von Vankonver importirte, aber mit den Jahren verwilderte Rindvieh werde einst der Schrecken der Einwohner werden. — Spanier und Portugiesen, welche jetzt herüberkommen, können nun mit ihren Lazo's wohl Hunde, aber nicht mehr Stiere und Wild jagen, welche leider dem Frasse der Hunde zum Opfer gefallen sind.

Hie und da, nicht weit vom Meeresufer, finden sich allerliebste Ansiedlungen unternehmender Ausländer, die im Verkehr mit den Eingeborenen durch Handel und Gewerbe oft recht einträgliche Geschäfte machen, — hauptsächlich sind es die ergiebigen Wälder, die prachtvollen Holzarten*),

*) Koa, Kou, Hala, Kamani, ...

womit die Natur hier so verschwenderisch umging, die den Speculationsgeist ansporneu.

Das Sandel-Holz ist in Folge der Verschwendung früherer Regenten kein Exportartikel mehr. Schon in den Jahren 1836—41 brachte es nur bei 300.000 Frcs. ein, gewiss eine unbedeutende Summe im Vergleich zu den früheren, riesigen Exportationen, wo ganze Ladungen nach China gingen. Der Export davon hat jetzt ganz aufgehört. In neuerer Zeit widmet man jedoch der Cultur der jungen Sandel-Bäume mehr Pflege, und mit Verlauf der Jahre wird man vielleicht wieder die Farbe dieses Holzes am Honolulu-Markte wenigstens besehen können.

Es gibt andere Holzarten in den Wäldern, welche die grossen Abhänge des Mauna-Kea bedecken, die an Schönheit und Pracht denen Süd-Amerika's gewiss gleichkommen, wenn sie dieselben nicht übertreffeu. Ihre Fibern sind so dicht und schön gereiht, die Fasern so fein, dass der Durchschnitt einen Perlmutterglanz und wunderbaren Flader besitzt.

Nahe den Wäldern liegt Hilo an dem östlichen Abhange des Mauna Loa, welches fortwährend der Gefahr ausgesetzt ist, gleich Pompei von den Lava-Ergüssen des benachbarten Vulkans verschlungen zu werden. Dieses Städtchen ist nur bei 30 Meilen von dem tobenden Lua Pele oder Kelauea entfernt. Auch für den Fremden ist es der gewöhnliche Ausgangspunkt nach dem Krater. Es liegt am Meere.



Nr. 3. Der grösste active Lava-Herd unseres Planeten: Lua Pele auch Kelauea genannt, am östlichen Abhange des Mauna Loa Vulkans.



Nr. 4. Eine Insulanerin zu Pferde, nach Landessitte mit gespreizten Füssen.

Der Weg, der dahin führt, gleicht mehr einem Pfade; er schlängelt sich durch unübersehbare junge Wälder, die mit den Jahren unter günstigen klimatischen Verhältnissen auf der verwitterten Lavascholle schnell emporwuchsen. Zwei Tagreisen bringen uns auf den Ostabhang des Mauna Loa, an die Mündungen des Kraters „Lua Pele“, einen Lavapfuhl, der, 3½ engl. Meilen im Durchmesser, 800 Fuss tief ist. Man hat ein periodisches Heben und Senken der Lava-Terrasse bemerkt. Wahrscheinlich eröffnen sich unterhalb Seitencanäle, die den Abzug der Lava ermöglichen und nicht erlauben, dass dieselbe überfliesse. Nicht ohne Zaudern entscheidet man sich, diese erstarrten Krusten zu durchkreuzen, um zu den eigentlichen ewig brodelnden Herden zu gelangen, die hie und da zerstreut beinahe dasselbe Niveau mit der Terrasse erreichen.

Humboldt hat auch nach Verlauf vieler Jahre unter den erstarrten Krusten eines Kraters Amerika's flüssige Lava, und in einem Krater Central-Amerika's, der 100 Jahre vor seinem Besuche erloschen war, die Schollen noch warm gefunden.

Es ist gewiss weder einladend noch amusant, wenn man, bei 190 Pfund schwer, die neuen Lavakrusten zu betreten anfängt, zumal wenn noch dazu der behende, spindeldürre Führer nur so hinwirft, dass die Schollen erst vor 48 Stunden erstarrt sind, und man die Wahrheit seiner Worte in dem intensiven Wärmegefühl unter den Füssen bestätigt findet. Wie leicht könnte nicht die Kruste einsinken!

Aber wenn je das menschliche Auge mit Staunen und Entsetzen die Entwicklung mancher Naturkraft verfolgt, und der Mensch, seines eigenen Nichts bewusst, vor der Allmacht und Grösse des Schöpfers das Auge senkt, so erzwingen gleichsam diese plutonischen Erscheinungen auch auf den weniger gefühlvollen Menschen einen Eindruck, der sich nicht so leicht verwischt.

Da kann man etwas Kleines wagen, um Grosses zu sehen; und es ist der Mühe werth, die 800 Fuss tiefe Kraterwand hinabzuklettern, um ganz von der Nähe, auf wenige Schritte Entfernung, diese flüssige, glührothe Lava zu sehen, wie sie vom Innern der Erde emporgehoben wird, um plötzlich wieder zu sinken; — furchtbares Toben übertönt das eigene Wort und jagt auch dem Beherztesten Bangen und Furcht ein. — Für zimperliche Naturen, denen die unmittelbare Nähe dieser brodelnden Herde... das Pfeifen und Donnern des Elements ... das Beben der Erde ... die Füsse zum unwillkürlichen Tanzen und Zittern bringt, ist auch gesorgt. Hoch oben nämlich am Kraterkamm, knapp am Rande, lag derzeit eine einfache, aber ziemlich bequeme Stroh-Hütte, wo man, kam man nicht in Menge dahin, sehr bequem für ein oder zwei Tage versorgt wurde. Von dieser Hütte aus *) genoss man den herrlichsten Anblick, den man sich denken kann. Tausende von Feuerquellen, die den Tag über nur durch dunkle Rauchwolken, durch Toben und Tosen, bei Nacht aber durch monströse Irrlichter und

*) Die von Mr. Richard unterhalten wurde.

Feuerströme sich kund gaben, änderten fortwährend ihre Stelle und zogen in verschiedenen Richtungen dahin. Da konnte man wie jener Dichter sagen: „Suave mari magno turbantibus aequora ventis, magnum alterius spectare laborem“ Hat man also nur einen Besuch des Kraters vor, so ist diese Partie mit durchaus keinen Strapazen verbunden denn man findet in „Hilo“ Lastthiere genug, um das Nöthige dahin zu befördern.

Naturerscheinungen, deren mystischen Schleier der forschende Geist zerreisst, üben auf das einfältige Gemüth des Insulaners, eines Urmenschen, ihren gewöhnlichen Zauber; die Art und Weise ihrer Entwicklung, das Plötzliche ihres Auftretens, ihre Wirkungen sind nichts als Willensäusserungen seines Gottes oder seiner Gottheiten.

So dachten sich die Insulaner, dass im Innern des feurigen Schlundes „Kelauea“ eine Göttin Lua hause, die sie Pele nannten: Lua Pele

Der vermehrte Auswurf des Kraters galt diesen einfältigen Leuten als Warnung, das Toben im Schlunde als Groll ihrer Gottheit. Schaarenweise kamen sie herbei und kommen alljährlich noch immer dahergewandert, wie die Muselmannen nach Mecca, die Hindostanen nach den Städten des Ganges, wobei sie der Pele Geschenke und Opfer darbringen.

So sah ich mit eigenen Augen Fetzen des Gewandes und Münzen hineinschleudern, während andere den schönsten Schmuck ihres Körpers, die Haare abschnitten, um die gefürchtete Pele damit zu beschenken.

Den Schwefel, der sich an den Kraterwänden krystallisirt, hielten sie für Excremente der Gottheit und nannten sie Kukai. Auch waren sie gleich bei der Hand und durchaus nicht verlegen, einen Namen für Schwefelhölzer als diese zum ersten Male importirt wurden, zu erfinden; sie nannten dieselben Kukai Pele, die Excremente der Göttin Pele.

Ungleich einigen Stämmen Nord-Amerika's, welche die Leichen der Verstorbenen nahe ihren Wohnplätzen unter freiem Zutritt der Atmosphäre auf Brettern, an einander gereiht der Verwesung preisgaben, pflegten die Insulaner nich selten das Fleisch von den Knochen der Dahingeschiedenen abzuschaben, es aufzubewahren, die Knochen aber in die brodelnde Lava zu werfen.

Man muthmasst, dass die Gebeine Cook's diesen Weg nahmen, während seine abgeschabten Weichtheile die Assimilationsprocesse in den Verdauungsorganen der Eingeborenen durchgemacht haben sollen. Die Insulaner waren nämlich, gleich ihren Stammverwandten auf den anderen Südseeinseln, Cannibalen; der Cannibalismus verschwand jedoch unter ihnen fast gänzlich noch vor der Entdeckung der Inseln und beschränkte sich seither nur auf wenige Ausnahmsfälle, bis er endlich gänzlich abstarb.

Sein Herz soll mit gieriger Hast von Kindern, welche es für das Herz eines Hundes hielten, verzehrt worden sein! — Gewiss eine grosse Ehre für jenen armen Seemann! Kamehameha I. soll dasselbe Loos gehabt haben.

Die ärmere Klasse, welche die Fahrt nach der entfernten Insel Hawaii, wo nur ein Vulkan thätig ist, nicht zu bestreiten vermochte, um ihren Angehörigen die letzte Ehre auf eine solche Art zu erweisen, schleppte die Leichen auf unzugängliche Felsklippen hinauf oder in fast senkrechte Schluchten hinab, um fern von den Wohnungen der Lebenden die Heissgeliebten ungestört beweinen zu können.

Selbst in Hawaii, in Waimea nahe an Hilo, liegen die Gebeine verstorbener Insulaner in schwer zugänglichen Grotten aufgehäuft, Grotten, die vor Kurzem noch allen Uneingeweihten gänzlich unbekannt waren.

Alte Kanaker, welche mit der topographischen Lage dieser Ruhestätten vertraut waren, würden sich eher zerstückeln lassen, als das Geheimniss eines solchen Ortes zu verrathen.

Jahre sind verstrichen, seitdem der englische Seefahrer zuerst die Inseln betrat, und Vankouver, der sich durch mannigfaltige und wichtige Importationen den Dank der Nachwelt zu erwirken gewusst hat, seinen Fussstapfen folgte.

Man sieht nicht mehr die Tausende von Canoes, von braunen, muthigen Ruderern gelenkt, die See durckkreuzen.

Die Küste, die früher von kleinen Dörfern wimmelte, steht in Folge des schnellen Absterbens der Eingeborenen an den meisten Stellen der Inseln öde und verlassen da.

Alte Umzäunungen aus Stein, die oft einen grossen Flächenraum einnehmen, erinnern an Zeiten, wo die Bevölkerung eine nicht unbeträchtliche gewesen sein mochte, schenkt

man anders den Angaben der ersten Seefahrer Glauben, welche sie auf 300.000 geschätzt hatten. Die früheren Könige haben die Insulaner daran fleissig arbeiten lassen

An flachen Ufern liess Kamehameha I. die Einfriedungen weit in die See hinausziehen und ziemlich hoch von Stein — aufbauen, damit die Fischzucht leichter betrieben werden könnte. Andere Einfriedungen sieht man wiederum im Innern der Inseln in grosser Anzahl und in grossen Dimensionen. Theils dienten sie als Zufluchtsstätten und Tempel, theils waren sie Einfriedungen von Ortschaften und Häusern. Sie stehen jetzt ganz verlassen da. Nur jene, welche sich in die See erstrecken, werden noch immer für die Fischzucht gepachtet. Immerhin geben sie einen Beweis, wie damals die Inseln weit besser bevölkert waren, als heutzutage. Damals mögen die Insulaner, in Schaaren von Tausenden an den Ufern versammelt, mit dem wilden Ausdruck ihrer Gesichter dem Fremden wahrhaftig einen Eindruck gemacht haben, der die Aussage Humboldt's rechtfertigen mag: „Vielleicht wird dieses Volk im Grossen Ocean eben so furchtbar werden, wie in M a l a c a die Piraten."

Würde Humboldt leben und die Inseln besuchen, er würde sich überzeugen, wie weit es jetzt mit diesen Leuten gekommen ist.

Die hawaiische Regierung, durch dieses Absterben veranlasst, hat getrachtet, diesem Uebelstand so viel als möglich zu steuern. Sie hat nach C h i n a und I n d i e n wie jetzt nach E u r o p a Agenten gesendet, um dort

arbeitsame Kulies, hier tüchtige deutsche Colonisten zu engagiren.

In Kealakeakua-Bay zurückgelangt, musste ich den Holzklotz bewundern, den die Ansiedler zu Ehren des Capts. Cook, der hier so traurig enden musste, errichten liessen. Die Arbeit hat nämlich weder viel Mühe noch allzuviel Geld gekostet, denn das Ganze besteht — aus einem verwitterten Baumstamm. Dieser soll die denkwürdige Begebenheit versinnlichen! Dieser Holzklotz gibt den jetzt in Kealakeakua-Bay lebenden Fischern nicht geringen Stoff zur Belustigung, und sie mögen sich das Ihrige denken, wenn sie fort und fort die Fremden vor diesem vollgekritzelten Baumstumpf stehen, denselben von allen Seiten begaffen und immer neu beschnitzeln sehen.

Ich will den Leser mit der längst bekannten, vielfach wiederholten Erzählung von der Entdeckung der Inseln durch Cook (1779) und von dessen Erlebnissen, sowie dessen tragischem Ende verschonen. Er kann leicht durch Sparks Werke, durch die Geschichte von James Jarves und anderer neuerer Autoren vollkommen seine Wissbegier in dieser Beziehung befriedigen. Er mag auch aus romantischen Schilderungen manches Wahre sich heraussuchen.

Er mag dort entnehmen, dass es Cook gleich manchem andern Entdecker erging, der die Tragweite seiner Handlungen zu wenig zu ermessen wusste, denn er hatte die heiligsten Rechte, die religiösen Anschauungen der Insulaner mit Füssen getreten und die Tabu-Tage, ihre heilige

Zeit, verachtet, ihre Priester auseinander getrieben und verspottet. Er mag sehen, wie leicht und schnell man statt einer göttlichen Verehrung, welche ihm die Insulaner anfangs zollten, dem niedrigsten Hasse verfallen kann, der die Rachelust in den Herzen dieser Leute entflammte.

Zugleich mag er Gelegenheit haben, über die Naivetät mancher Autoren selbst zu lächeln, welche der Ansicht waren, dass die Kanaker dazumal beim Anblick des ersten Weissen wirklich geglaubt hätten, die Kopfbedeckung sei nichts anderes, als ein Auswuchs des Kopfes selbst, die Säcke in den Beinkleidern nichts als Löcher in dem Leibe.

So einfältig waren denn doch die Wilden nicht, denn die ersten Seefahrer trafen eine Schlauheit bei diesem Volke an, die zu diesen naiven Zumuthungen im grellen Contraste stünde. Die Insulaner kennen ganz genau beim ersten Blick, mit wem sie es zu thun haben; blödsinnig stellen sie sich nur, wenn sie damit etwas zu ihrem Vortheile erreichen, oder die Leichtgläubigkeit des Fremden gehörig ausbeuten wollen.

Beim Schliessen dieses Capitels erhalte ich soeben eine Zeitung vom 18. April 1868 aus Honolulu, von einem Freunde zugeschickt, der selbst das, was er geschrieben, gesehen hat. Neue furchtbare Ausbrüche, lese ich, haben in Hawaii stattgefunden, — seit Menschengedenken die furchtbarsten, und zwar fallen denselben wieder die südlichen Districte Hawaii's „Kai“ zum Opfer.

In den letzten Decennien hatten sich auch hier einige Ansiedlungen gebildet, — fruchtbare Wiesen zu grünen

begonnen, worauf fette Heerden weideten und lachende Ortschaften sich gebildet hatten. — Alles ist nun wieder verschwunden; Eingeborene und Ausländer, von Panik ergriffen, haben ihr Heil in der schnellsten Flucht gesucht. Der Ort ist zu einem schauerlichen Grabe geworden. Neue 10—50 Fuss dicke Lavaströme haben Alles auf ihrem Wege vernichtet und verschlungen. . . Flüsse, welche mit einer Schnelligkeit von 10—12 Meilen stündlich dem Meere zuliefen, haben in ihrem Lauf eine trostlose Zerstörung an Gut und Leben angerichtet. Auch bildeten sich mehrere kleine Krater an den südlichen Abhängen Mauna Loa's.

Doch möge die Uebersetzung selbst wortgetreu folgen:

„Der neue Krater hatte wenigstens eine und eine halbe Meile im Umfange, aber er wuchs constant auf Kosten des umgebenden Landes, welches er ackerweise verschlang. Während den wenigen Augenblicken, in welchen ich Augenzeuge war, versanken mehr wie fünf Aecker einer nach dem andern mit unglaublicher Schnelligkeit. Von der niederen Seite des Kraters quoll ein Strom frischer, brodelnder Lava hervor, welche gleich Riesenfontainen aus dem Innern mit donnerähnlichem Gekrache herausgeschleudert wurden. Ein Schauer hausgrosser Felsen folgte darauf, die über 1000 Fuss in die Höhe geschleudert wurden, um sich bei ihrem Falle tiefe Löcher in den Boden zu bohren, in denen sie verschwanden.

„Wir warteten bis es Nacht wurde, wo das Ganze hundertfach an Reiz und Wirkung zunahm. Dieses blutrothe glühende Material beleuchtete traurige Verheerungs-Scenen

und reflectirte sein Licht in die dichten Rauchwolken. Das Geräusch der einsinkenden Aecker, die fallenden Lavablöcke, das Pfeifen des aus allen Rissen entweichenden Dampfes, ähnlich dem Zischen und Lärmen hunderter von Maschinen, verursachte ein Getöse, gegen welches die Explosion von Bomben und Kartätschen eine Spielerei ist.

„Dieses sich immer ändernde pyrotechnische Schauspiel beobachteten wir stundenlang, Einige unter uns die ganze Nacht hindurch.

„Manches hat sich dabei ereignet, was nicht ohne Interesse ist.

„Eine Kapelle stürzte z. B. durch ein vorausgegangenes Erdbeben des Bodens gerade in demselben Augenblicke in Trümmer, als der Haufen bekehrter Einwohner sie verlassen hatte. Derselbe Stoss war so heftig, dass Männer, Weiber und Kinder, sogar das weidende Vieh wie leblose Körper zusammenstürzten. Manche zu Ross fielen sammt dem Thiere zu Boden, und des Erdbebens gar nicht gewahr, mutheten sie dem Thiere die Schuld zu.

„Die Erde spaltete sich oft 20 Fuss breit und klappte dann wieder plötzlich zusammen.

„Hier sah man angebundene Pferde mit der Kraft der Verzweiflung sich losreissen und von dannen sprengen, indem ihr Instinct die Gefahr witterte, dort wiederum weidende Heerden von den Lavaströmen ereilt im Nu verschwinden.

„Blos eine Rauchwolke, durch das Verbrennen der

thierischen Stoffe hervorgerufen, kündigte den Zuschauern den Tod der armen Thiere an.

„Eine neue conische Insel, 400 Fuss hoch, erhob sich aus der Tiefe der See, bei drei englische Seemeilen südlich von Hawaii, da aber die Lavaströme sich gegen dieses neuentstandene Land richteten, dürfte sie schon mit der grösseren Insel verbunden sein.“

Die Inseln waren früher schon der Schauplatz mancher anderer Naturerscheinungen, die in neuester Zeit in Südamerika sich wiederholt haben. Das Unglück Arica's in Peru am 13. August 1868 hat gewiss jedes Gemüth erschüttert und ist jedem im Gedächtniss eingeprägt geblieben. Der erste Stoss des Erdbebens legte die Stadt in Schutt. — Bald darauf war dieser von einer furchtbaren Meereswoge überschwemmt und die im Schutt noch Lebenden fanden in den hereinstürmenden Wassermengen ihren Tod.

Das Meer trat plötzlich zurück und die Schiffe im Hafen berührten den Grund. Nicht lange, so kam die Woge wieder, — riesenhaft, drohend, 60 Fuss hoch — und zertrümmerte Alles in ihrem Laufe; die Schiffe wurden weit landeinwärts geworfen.

Callao hatte im Jahre 1746 dasselbe Loos getheilt.

Auf den Sandwichs-Inseln kamen solche Phänomene aus uns unbekannten Ursachen ohne vorausgegangene Erdbeben zum Vorschein. Auch hier kamen berghohe Meereswogen einhergerollt, um auf eine eben so räthselhafte Weise wieder zu verschwinden. Keine neuen Krater, noch neue Erup-

tionen, die unmittelbar vorangegangen wären, noch concomitirende Erscheinungen stellten sich ein, noch wurden Veränderungen an dem Thermometer bemerkt. Nichts vermochte das oftmalige Zurücktreten des Meeres in den Jahren 1837 und 1841 zu erklären.

Auch hier war viel Eigenthum und Menschenleben dem Verderben preisgegeben, denn das junge übermüthige Volk war den zurücktretenden Wogen nachgeeilt, theils aus Neugierde, theils um sich der herumplätschernden Fische, die auf den Korallenfelsen zurückgeblieben, zu bemächtigen. Die Freude war aber nicht von Dauer, denn finster kamen die Riesenwellen wieder zurück und drohten Alles zu verschlingen, aber als ausgezeichnete Schwimmer, wahre Amphibios, hatte sich die Mehrzahl der Insulaner gerettet. Sie waren unter dem Wasser landeinwärts geschwommen und hatten sich endlich aus den Fluthen herausgearbeitet.

Wie Vieles bleibt uns nicht auch für die ferne Zukunft vielleicht in Dunkel gehüllt!! Wie Manches auch dem forschenden Geiste aus dem Bereich seiner Auffassung entrückt!

Auch in diesem Welttheile sehen wir in der letzen Zeit planetarische Evolutionen in ihrer grössten Wirksamkeit auftreten. Die neuesten intensiven Erschütterungen allenthalben, die Verwüstungen in Südamerika, Californien, sowie die neuen Ausbrüche in Hawaii, Aetna und anderwärts auf unserem Erdballe scheinen zu beweisen, dass man der Ruhe unseres Planeten nicht allzusehr trauen dürfe.

Mit Ausnahme von Honolulu in Oahu gibt es auf allen diesen Inseln keinen Ort, dem man den Namen eines Städtchens geben könnte. Selbst Honolulu wäre nach unserem Begriffe nur ein Dorf zu nennen. Hierauf folgt Hilo in Hawaii und Lahaina in Maui, kleine Ortschaften, die früher viel zu werden versprachen. Sonst sieht man nur Dörfchen und Hütten um die wenigen Ansiedlungen. Letztere liegen gewöhnlich auf reizenden Flecken, in fruchtbaren Thälern oder auf Abhängen, wo sich Pflanzungen rentiren.

Auf mancher Insel sind Landstrassen angelegt und die Arbeiter dazu von der Regierung erhalten. — Diese Strassen sind meist fahrbar, auch gut, aber deren so wenige, dass man sie an den Fingern einer Hand zählen kann.

Auf den Inseln fährt oder reitet Alles. Auch der ärmste Insulaner findet einen Freund, der ihm für einen bestimmten Gang sein Ross leiht.

Die Kreuzung der importirten Pferde mit der Oregon-Race ist die beste und schönste. Man kann daselbst ein Pferd um 30 bis 50 Dollar's, natürlich alte Klepper, kaufen. Schöne Thiere, Oregon-Mischlinge, haben aber wie überall auch hier höhere Preise; es gibt deren von 200 bis 500 Dollars und darüber.

Gehen wir zu den Erzeugnissen der Inseln selbst über. — Wie in den Staaten Ohio, Californien fängt man auch

hier an, einige Aufmerksamkeit dem Weinbau zu schenken. — Besonders eignen sich hiezu die westlichen Abhänge der Inseln, die den Winden weniger ausgesetzt sind. Ich habe die Trauben gekostet, sie schmeckten angenehm; die Beeren sind saftreich und gross. Der Wein bedarf nur einer geschickten Hand, um ihm das fehlende Bouquet zu geben. Er ähnelt an Stärke und Geschmack sehr den österreichischen (besonders steirischen) Weinen.

Auswanderer mögen ihren Profit finden, wenn sie nächst dieser Cultur ihr Augenmerk auch auf den Kaffeebaum und das Zuckerrohr richten.

Die mittleren, milderen Regionen der nordöstlichen Hälfte der Insel Hawaii würden sich für Pflanzungen des Kaffeebaumes, das niedere Thalland für den Bau des Zuckerrohrs eignen.

Die hier allenthalben ansässigen Zuckerfabrikanten haben vor zwei Jahren grosse Verluste zu erleiden gehabt, Fallimente angesehener St. Francisco-Häuser, mit denen sie in Verbindung standen, hatten ihnen einen empfindlichen, schwer zu ersetzenden, finanziellen Schaden verursacht. Besonders schwer fiel der Fall des St. Francisco-Hauses Chas W. Brooks, das seinerseits wiederum den Sturz des Honolulu-Hauses Walker Allen & Co. nach sich zog, da diese beiden Häuser durch ihre Arbeiten die dortigen Zucker-Plantagen mehr oder weniger durch Geldvorschüsse nicht nur animirend unterstützten, sondern auch viele neue Plantagen in's Leben riefen.

Die noch jungen Zucker-Plantagen lagen vernachlässigt darnieder; die Fabrikanten konnten die Unzahl Einwohner nicht mehr für die Plantagenarbeiten verwenden. Die Kanaker, angelockt von besseren Geldaussichten, hatten nämlich ihre Taro-Aecker (arum esculentum) und die Cultivirung anderer Vegetabilien, die früher nach Californien exportirt wurden, vernachlässigt. (Taro ist ein kartoffelartiger, sehr nahrhafter Knollen, der nebst den Fischen die Lieblingsnahrung dieser Insulaner bildet.) Sie hatten Alles ausser Acht gelassen, nur um sich in den Pflanzungen, wo sie bessere Chancen hatten, ein paar „Kalla" (Dollars) mehr zu verdienen. Nun liefen die meisten brodlos umher.

Das Zuckerrohr erreicht hier seine Reife in beiläufig 10 Monaten. Man baut 5 Arten von Zuckerrohr. Der Zucker wurde durch die aus den Staaten importirten Maschinen schnell und gut zubereitet und findet am St. Francisco-Markte, sowie in Oregon, brit. Columbia, Kamtschatka, Amur bereitwillige Käufer. Ueber 1000 Tons wurden jährlich exportirt und bilden noch immer den Hauptexportartikel, obwohl der Zuckerexport jetzt freilich sehr armselig ist.

Die gegenwärtig existirenden Plantagen kochen nämlich statt wie früher schön krystallisirten, hellen Zucker (den sogenannten Coffee-sugar), nur Molass, Zucker für die St. Francisco-Raffinerien, mit welchen sie Lieferungs-Contracte geschlossen haben. — Nur einige Häuser, welche

nicht durch die Falliments zu Grunde gegangen sind, wie Dr. Woods Koloa auf Kauai, Capt. Makees, Ulupalakua auf Maui u. a. m., kochen wie zuvor den feinen Zucker.

In letzterer Zeit, nachdem die hiesige Baumwolle auf der Weltausstellung zu Paris Anerkennung gefunden hatte, beschäftigt man sich auch mit diesem Artikel, und zwar in doppelter Beziehung, nämlich in ökonomischer und commercieller. Hiebei muss bemerkt werden, dass sich dies wegen der Vorzüglichkeit des Artikels gut lohnen würde.

Die Kaffeeplantagen sind sehr reducirt und werden jetzt nur von Eingebornen betrieben. Die „blight", eine Art Blattlaus, hat grosse Verheerungen angerichtet, und vor dem Verschwinden dieser Krankheit wird nichts sehr Ergiebiges in der Ernte erlangt werden. — Der Hawaiische „Kona"-Kaffee ist hübsch von Bohne und Farbe und ebenso wohlschmeckend, als der beste Java oder Mocca. — Indigo-Pflanzer würden wegen beschränktem Wasservorrath auf den Inseln weniger glücklich sein, jedoch dürfte man mit Reis einen guten Erfolg erzielen. Letzterer ist dem Süd-Caroliner sehr ähnlich.

Nach China wird ladungsweise eine getrocknete Schwammart, welche auf faulenden Kukui-Bäumen „aleurites triloba" wuchert, exportirt. Die Chinesen lieben es, diesen Fungus mit ihren Speisen zusammen zu kochen.

Nach St. Francisco wird zu Pölstern, Matrazen, Betten etc. der Pulo exportirt, ein eigenthümliches, woll-

artiges, dunkel goldgelbes Product, welches sich auf der Insel Hawaii vorfindet.

Ochsenhäute, Talg, Ziegenfelle, Schafwolle, kommen zum Export nach Boston, Bremen und Hamburg.

Der Weizenbau in Maui hat wohl ganz aufgehört. Gar viel wurde nie davon gebaut, da die Qualität des Kornes selbst als Mehl viel zu wünschen übrig liess, sowohl in Farbe als auch in Qualität.

Mais geht so ziemlich nach Californien, gleichfalls süsse Kartoffel. Irish potatoes, irländische Erdäpfeln, wurden im Anfange der 50er Jahre ladungsweise nach St. Francisco exportirt, aber jetzt produciren die Inseln mitunter nicht einmal genügend für den dortigen Bedarf.

Die Cultur der Ricinus-Bohnen, das Arrowroot, liegt noch in der Kindheit. Von Schiffsprovisionen sind Ochsen- und Schweinefleisch-Packungen in Salz ziemlich bedeutend und rentirend; namentlich ist die Packung von Herrn E. Krull, einem Hamburger, sehr beliebt.

.Seesalz wird in der Nähe von Honolulu, wo sogenannte Trocknungssalinen eingerichtet sind, sehr viel gewonnen und nach St. Francisco und Sitka (ehemals Russ. Amerika) verschifft.

Küstenfahrzeuge bringen die Producte der Inseln nach Honolulu. Tausende von Fässern werden an den Ufern angehäuft, um nach allen Weltgegenden hin versendet zu werden.

Fischbein, Wallrosszähne, Pelzwaaren werden verpackt und verladen. Perlschalen, Schildkröten und Cocus-Oel schliessen endlich die Reihe der Export-Artikel (in Transito.)

Industrielle Etablissements gibt es auf den Inseln nicht und Nord-Amerika, England, Bremen, Hamburg sind die Quellen, woher Alles vom Zahnstocher bis zum Seidenstoff, Eisenwaaren, Bier und stärkere alkoholische Getränke importirt werden. Importationen des flüssigen Elementes, welches bestimmt ist, die trockene Kehle zu befeuchten, prävaliren am meisten. Das Bremer Bier kommt nicht selten in solcher Güte an, dass man nach dem Genuss einer Flasche sich den Bauch mit allen Vieren halten muss, um nicht vor Leibschmerzen zu Grunde zu gehen.

Von schädlichen Thieren ist keines auf den Inseln, welches das Herz der besorgten Mutter zittern machen könnte, wenn sie im Grase den Säugling ruhen lässt; kein giftiges Insect verpestet den Boden, keine Schlange beisst den unvorsichtigen Wanderer in die Ferse.

Diesen Segen geniessen die Inseln vor anderen Ländern. Nun aber wollte ein gewisser Dr. H. . . . ., ein deutscher Arzt daselbst, der nach China gesendet wurde, um Kulies aufzutreiben, mit einem neuen Import-Artikel die Kanaker überraschen, und da er keine chinesischen Arbeiter auftreiben konnte, brachte er chinesische Schlangen mit, um sie zu landen und ihnen das Privilegium zu ertheilen,

der Hawaiischen Ratte sammt und sonders den Garaus zu machen.

Natürlich sträubte sich da Alles was Hände, Füsse. und seine fünf Sinne beisammen hatte, und Dr. H . . . . konnte seine Experimente, die gefrässigen dem Zuckerrohre und dem Reis so schädlichen Ratten durch diese Thiere zu vertilgen, nicht beginnen.

Er glaubte den Nagel auf den Kopf getroffen zu haben, wie jener glückliche Dichter, der einst ausrief:

„Ommne tullit punctum
„Qui miscuit utile dulci."

Den armen Hawaiiern wollte diess nicht recht einleuchten, wie man ein so scheussliches Thier in ihr schönes Land hineinschmuggeln wollte, um die sonst so harmlose wohlschmeckende (!) Ratte zu vernichten. Dunkle Begriffe, die durch dunklere hätten erläutert werden sollen: „Obscura obscurioribus delucidare."

Fliegen, Mosquitos, Skorpione, Tausendfüsse und dergleichen lästige Insekten sollen einst den Insulanern unbekannt gewesen sein.

Fremde Fahrzeuge haben sich bemüht, diese und andere Plagen in das Land zu importiren, und Dr. H . . . wollte dieser Art Importationen die Krone aufsetzen.

Wir sehen also, dass dieser ferne Erdstrich von der Natur nichts weniger als stiefmütterlich bedacht wurde und der hie und da so fruchtbare Boden, besonders in den Thälern, tieferen Abhängen und Schluchten nur entsprechend

ausgebeutet zu werden braucht. Fremde Ansiedler haben dies auch recht gut verstanden und in kürzester Zeit, besonders jene, welche etwas Geld mitbrachten, ein mehr oder weniger anständiges Vermögen zusammengebracht, so dass jetzt die meisten mit ihren Familien ganz glücklich leben.

Da die Communication zwischen den Inseln durch Küstenfahrzeuge lebhaft unterhalten wird, so können sowohl Producte des Landes, wie auch importirte Artikel leicht an Mann gebracht werden.

Wie bereits erwähnt, wäre also eine Annexion der Inseln an die Staaten von grossem Vortheil, indem hier nichts als Arbeitskräfte fehlen, — und man kann daher nicht genug über den Einfall der Hawaiischen Regierung staunen, welche deutschen Auswanderern zumuthet, die zur Niederlassung doch bedeutend weniger vortheilhafte Chancen bietenden Sandwichsinseln den Staaten vorzuziehen, und welche von der Voraussetzung befangen zu sein scheint, man werde mit Capitalien hinkommen, um sie dort zu verwerthen! — Allerdings ist nicht zu leugnen, dass die Hawiischen Inseln einem Praktikus günstigere Gelegenheit bieten, sich schnell zu bereichern, aber wie viele Europäer werden den heimathlichen Boden verlassen, um ihr Geld unter ihren Antipoden anzulegen, und wie viele wird der Gesandte Kamehameha's zum Auswandern dahin überreden!! — Voilà la question!



Etwas über die klimatischen Verhältnisse.

Wenn je ein Land, so sind diese Inseln, was die Gleichmässigkeit der Temperatur, den fast ewig heiteren Himmel, das blaue Firmament mit seinen Millionen funkelnder Sterne und die reine milde und gesunde Luft anbelangt, berechtigt, als irdisches Paradies zu gelten.

Fern von dem Getümmel und zugleich von den Sorgen der Welt auf diese winzigen Punkte des pacifischen Oceans vom Schicksale geschleudert, hat so Mancher unter so günstigen Natur-Einflüssen sich körperlich und geistig erholt, der schon dem grössten moralischen und physischen Elende anheimgefallen war.

Wie düstere Tage uns düster stimmen, wie der Südländer mit seinem fröhlichen Temperamente mit der reinen und klaren Atmosphäre harmonirt, die ihn umgibt, und in ihm Gefühle erweckt, tief und poetisch wie die romantische Natur seiner Heimat selbst: so musste der ewig klare Horizont, der Duft der aromatischen Gewächse, die ausserordentliche Milde des Klimas auf das Gemüth des Insulaners einen ausserordentlich günstigen Einfluss üben. Dieser fast ewig wolkenlose Himmel, die Nähe grossartiger Naturerscheinungen, die unabsehbare Meeresfläche, die frische belebende Seeluft mussten auf Körper und Geist wohlthätig wirken und seine Neigungen und Leidenschaften weniger wild und thierisch wie die der Wilden anderer Länder machen. Seine Gemüthsart musste mehr schmiegsam, sein Herz den Gefühlen mehr zugänglich werden.

Es liegt auf der Hand, dass die tropische Hitze in diesen verschwindend kleinen Erdstrichen von den ungeheueren Wassermassen der Süd-See, welche sie umspült, nicht unbedeutend modificirt und die Luft durch die Passatwinde abgekühlt werden muss.

Die Temperatur dieser Inseln, die in den Steppen

Asiens und in der Wüste Afrika's in denselben Breiten zur unausstehlichen Schwüle wird, erreicht hier gewöhnlich nur die Höhe eines europäischen Sommers.

Nicht alle Theile der Inseln können in derselben Jahreszeit dieselbe Temperaturhöhe nachweisen, sie sind auch nicht gleichmässig erfrischend für den Körper oder für kranke Personen.

Hohe Berge, erloschene Vulkane halbiren gleichsam die Inseln in fast gleiche Theile.

Die Passatwinde *) brechen ihre Gewalt an den hohen

---

*) „So wie die Meeres-Ströme ihren Impuls vom Winde erhalten, so ist es die Wärme wiederum, welche den Wind erzeugt, so dass die Bewegung der die Erde umgebenden Flüssigkeiten von der Sonne und dem Monde ausgeht, indem der seiner Nähe wegen stärker durch die Attraction wirkende Mond grösseren Einfluss auf das schwerere Wasser, aber die durch Expansion wirkende Sonne grösseren Einfluss auf die elastischere Luft übt.

Die leichteren Theile des von den darauf in mehr verticaler Richtnng einfallenden Sonnenstrahlen ausgedehnteren Luftgürtels der heissen Zone können nur nach oben entweichen, so dass zur Wiederherstellung des Gleichgewichtes von beiden Polen zuströmende schwerere Luftmassen auf der Nordseite des Aequators einen nördlichen, auf der Südseite aber einen südlichen Wind verursachen, Da aber der östlichen Rotation der Erde wegen die Sonnenstrahlen eine westlich fortschreitende Bewegung haben, so verwandelt sich die Richtung der nördlichen Winde in eine nordöstliche und die der südlichen Winde in eine südöstliche. Der fortwährend im Westen entweichenden Luft muss beständig östliche folgen und der Raum der letzteren durch östlichen eingenommen werden, und diese Bewegung muss fortdauern, bis nach einer Revolution die bewegende Kraft wieder eintrifft.

Diese Winde, welche Passatwinde (tradewinds, vents alisés)

Spitzen derselben, und erreichen in diesen Breiten eine grosse Heftigkeit. Sie werden schwächer, sterben ab, wenn sie beiläufig den 30. Grad N. B. oder etwas darüber erreicht haben. Durch 9 Monate im Jahre wehen sie ununterbrochen fort, erfrischen und stärken Thier- und Pflanzenwelt, schrauben die Zahl der menschlichen Qualen bedeutend herunter und machen den Aufenthalt auf den Inseln ausserordentlich lieb und angenehm.

In den Monaten December, Jänner und Februar werden sie ihrerseits von den südlichen und südwestlichen Winden theilweise verdrängt oder geschwächt; diese bringen, wie der Sirocco im südlichen Europa, eine Unzahl kleiner Uebel mit sich, welche die Menschheit belästigen. Die Eingeborenen nennen diese Südwinde die „kranken Winde.“

Durch die Halbirung der Inseln in den Richtungen von Süd-Ost nach Nord-West, sowie vom Norden

genannt werden, sind am stärksten zwischen den Wendekreisen und verlieren sich in einer Breite von etwa 30 Graden, erstrecken sich aber, dem Lauf der Sonne folgend, im August und September mehr nördlich und im Februar mehr südlich. Aber die expandirte, nach oben entweichende Luft verbreitet sich unter den dortigen dünneren Luftschichten seitwärts, und senkt sich, nachdem sie sich in den höheren und kälteren Regionen concentrirt hat, wieder herab, den Raum einnehmend, welcher von den aus N. O. und S. O. kommenden Lufttheilen verlassen ist, und bildet so die südwestlichen und nordwestlichen Gegenwinde in der nördlichen und südlichen gemässigten Zone. Das Zusammentreffen der nordöstlichen und südöstlichen Passat-Winde auf dem Aequator verursacht eine Hemmung ihrer Bewegung, wodurch die Windstillen auf dem Aequator erklärt werden können.“ H. S. K.

nach Süden, werden die westlichen und südwestlichen Theile der Inseln von den Passatwinden durch die Berge beschützt. Dagegen sind diese Theile ganz und gar diesen Hawaiischen Sirocco-Winden und ihren verderblichen Einflüssen preisgegeben.

Die Eingeborenen haben eigene Namen für die beiden Inselhälften: — die Lee-Seite nennen sie durchwegs die Kona, die den Passatwinden ausgesetzte die „Koolau-Seite."

Natürlich werden die meteorologischen Verhältnisse in der „Koolau-" verschieden von denen in der „Kona-Seite" — sowohl beim Auftreten als beim Verschwinden der Südwinde sein.

Wohnungen, welche hoch oben an den Abhängen der Gebirge liegen, erfreuen sich einer europäischen Temperatur. Dahin flüchten sich Jene, welche durch die ungewohnte Hitze im Thale oder an der Küste, in ihren physischen Kräften geschwächt, sich wieder erholen wollen.

Nach den mehrjährigen Beobachtungen Vieler und meinen eigenen während eines vollen Jahres variirt die mittlere Temperatur an der Kona-Seite der Inseln von 70 bis 75° Fahrenheit; grosse Stürme oder gar Orkane sind den Einwohnern dieser glücklichen Regionen unbekannt. Das schlechte Wetter für dieses Land tritt eben während der Sirocco-Winde auf. — Zu dieser Zeit prävaliren auch meistens gastrische Zustände, intermittirende Fieber, da die Südwinde zur Zeit der Ebbe die Luft, welche durch die

Zersetzung vegetabilischer und animalischer Organismen am Strande verpestet wird, landeinwärts treiben.

Dass Ansiedler an der Windseite (Koulau) meistens katarrhalischen Affectionen der Respirationsorgane und Rheumatismen ausgesetzt sind, geht aus dem Gesagten hervor; sie finden aber an der Süd- und südwestlichen Seite der Inseln, wo nur die See- und Landbrise das Land abkühlen, eine erwünschte Stätte, ihr Uebel zu heilen oder es wenigstens zu lindern. Auch kommen aus Californien und anderen Staaten Nord-Amerika's nicht Wenige, die ihrer chronischen Lungenkrankheiten wegen die Südsee-Inseln aufsuchen und sich meistens die Sandwichs-Inseln zum erwünschten Ziele wählen. Sie bilden traurige Pilger-Caravanen, die meistens, statt ihrem Heile, ihrem Verderben zusteuern.

Es ergeht ihnen, wie Vielen in Europa, die von Nizza nach Venedig, von Palermo nach Cairo oder gar nach Madeira oft willkürlich genug geschickt werden, um Linderung für ihre wüthenden Lungenschmerzen zu finden.

Auch hier lebt man in einem grenzenlosen Wahne. Einige dieser Patienten, die glücklichsten Aller — von einer katarrhalischen Pneumonie befallen, die sie längst mit allen erlaubten und unerlaubten Mitteln zu beseitigen vermeinten, während sie dem schädlichen Reize fort und fort ausgesetzt blieben, verzweifelnd, je durch paten-

tirte und unpatentirte Medicinen, Malz-Extrakten *) und sonstigen Schwindel Besserung zu finden, entschlossen sich endlich, um ihrer Lungen- und Kehlschwindsucht, ihrer Phtysis und Tuberculosis (mit welchen Ausdrücken sie schnell bei der Hand sind), loszuwerden, eine Seereise, nach einem entfernten Mecca vielleicht! oder nach einer südlichen Region überhaupt zu unternehmen .... und siehe da, ihr Zustand bessert sich.

Sind sie mässig in ihrer Lebensweise, ist ihre Kost gut, ihr Aufenthalt in dieser warmen Zone von längerer Dauer, das Individuum jung, sonst gesund, so kann natürlich unter so günstigen Momenten auch Heilung eintreten. Aber nicht ihre Tuberkeln, sondern nur der Katarrh ist geheilt und verschwunden, — der Tuberkel vegetirt im Norden wie im Süden, in Petersburg ebensogut wie in Cairo oder in Honolulu. Mit dem Katarrh aber ist es anders.

Was die Aerzte oft mit einem Brechmittel erzielen, das bewirkt die See reichlich, indem sie ihren Tribut verlangt. Wer seekrank ist und gehörig den Magen entleert, fühlt sich gleich darauf wohler. Durch diese Ableitung ist die Secretion in den Bronchien vermindert, das allgemeine

*) Wenigstens über einige Malzpräparate hat jetzt die Wiener med. Facultät (Allg. Wiener med. Zeitung, 16. Februar 1869) den Stab gebrochen und ihrer Gährungsproducte halber sie als lebensgefährlich erklärt. Es wäre zu wünschen, dass überhaupt eine Commission fachkundiger Männer ernannt werde, um endlich manchem elenden Humbug mit patentirten und nicht patentirten Medicinen Einhalt zu thun.

Befinden verbessert, die asthmatischen Beschwerden oft gänzlich behoben worden.

Bei längerem Aufenthalte auf den Inseln wirken die äusserst constant milde Atmosphäre, der Mangel jedes schroffen Temperaturwechsels, die reiche Vegetation im Thale, der Duft der aromatischen Gewächse und die Seeluft heilsam auf die Respirationsorgane. — Der Zustand solcher Kranken bessert sich täglich, sie kehren oft glücklich und genesen in ihre Heimat zurück. Meistens kommen aber Patienten von den Staaten auf die Inseln herüber, deren Lungen bereits so angegriffen sind, dass das Exsudat in den Bläschen schon in käsige Metamorphose, die Pneumonia catarrhalis längst schon in Tuberculosis übergegangen ist, oder sich gar schon Cavernen gebildet haben.

Ich habe Kranke in den letzten Stadien dieser Krankheit voller Hoffnung landen gesehen: die Seeluft und die Seekrankheit hatte ihnen wohl gethan, die zu sehr herabgekommenen Kräfte aber erlaubten ihnen keine Besserung auf den Inseln. Sie konnten sich nicht mehr erholen.

Der absolute Mangel an Appetit, colliquative Schweisse etc. brachten die Kräfte des Patienten so schnell herunter, dass Freunde und Aerzte sich bald von dem Unglücklichen „befreit“ sahen. Denn in San Francisco sowohl wie bei uns liebt man es, sich solcher Patienten so schnell wie möglich zu entledigen und sie pêle-mêle, cargomässig fortzuschicken — dort nach Honolulu, hier an irgend einen Fleck des adriatischen oder mittelländischen Meeres.

Tuberculosis findet man selten unter den Einwohnern. Auch Ansiedler werden natürlich von ihr mehr als anderwärts geschont.

Es mag sein, dass in Honolulu Insulaner oder Mischlinge diesem Uebel häufiger unterliegen, da diese Leute von Kind auf genügende Gelegenheit finden, durch fortwährenden Contact mit sauflustigen Matrosen, Wallfischfängern und feilen Dirnen ihren Leidenschaften zu fröhnen, ihre Kräfte zu untergraben, sich Krankheiten zuzuziehen und so den Keim für manche Lungenkrankheit in sich aufzunehmen. Es liegt auf der Hand, dass im Allgemeinen diese Krankheit unter so bedeutend günstigen klimatischen Verhältnissen ausserordentlich rar sein muss. Ueberhaupt bewirkt das Hawaiische Klima eine schnellere Resorption der Exsudate — Lungenkranke und Asthmatiker fühlen besonders eine wesentliche Erleichterung. Weniger ist dies hier mit den Katarrhen der Verdauungsorgane der Fall, welche, wie gewöhnlich in den heissen Zonen, oft jedem therapeutischen Verfahren sehr hartnäckig trotzen.

Fremde, die nie in den Tropen gelebt, zum ersten Male auf die Inseln kommen, werden meist von einer Indisposition befallen, welche die Einwohner „B u h u“ nennen. Alle Symptome, wie belegte Zunge, Appetitlosigkeit, allgemeine Schwäche etc. scheinen darauf hinzudeuten, dass wir es hier nur mit einem gastrischen Fieber zu thun haben, welches gewöhnlich, ohne etwas anzuwenden, wieder verschwindet, so wie es gekommen, in hartnäckigen Fällen

aber leichten Purgantien und Chiningaben weicht. Weiber sind mehr wie Männer, schwache Constitutionen mehr wie starke diesem „Buhu“-Fieber ausgesetzt.

Als ich auf den Inseln war, brach eine Epidemie aus; — der hervorragende Bronchial-Katarrh mit Theilnahme des Larynx und des Intestinaltractus, sowie der epidemische Charakter liess auf Grippe (Influenza) schliessen. Sie trat in ihren leichteren Formen auf, man sah keinen einzigen schweren Fall, der den Typhus-Charakter angenommen hätte.

Selbst alte, früher ganz gesund gewesene Leute, bei denen der einfache Katarrh sich leicht in den feinen Bronchien hätte fortpflanzen und dadurch tödtlich werden können, erholten sich rasch und waren nach 14 Tagen so munter und gesund, als ob sie die „Influenza“ nie gehabt hätten.

Das Uebel fing mit Frost, trockenem, anhaltenden Husten, mit Fieber und Kopfschmerzen an, oft gesellte sich Schnupfen hinzu. Eine allgemeine Mattigkeit und Traurigkeit folgte diesen ersten Symptomen nach. Kopfcongestionen steigerten sich in den von mir und anderen Aerzten beobachteten Fällen nie in dem Grad, dass Delirien aufgetreten wären. Bei manchen traten gastrische und biliöse Erscheinungen in den Vordergrund, bei anderen wiederum Fieberanfälle, so dass ich in manchen Fällen befürchten musste, es würden vielleicht Entzündungen der Respirationsorgane folgen. Die Fieberanfälle waren oft so periodisch, dass sie intermittirenden Fiebern ähnelten. Die Krisen bestanden meist in ausgiebigem Schweisse.

Die Grippe, wie ich von alten Ansiedlern gehört, ist auf dieser Inselgruppe keine seltene Erscheinung. Sie war schon oft dagewesen, aber immer in ihrer leichteren Form vertreten.

Wie schnell Wilde importirten ansteckenden Krankheiten unterliegen, konnte man sich auch hier während der Blatterepidemie überzeugen, die zu Ende des letzten Decenniums grosse Verheerungen unter den Kanakern anstiftete. — In der Gluth des Fiebers, in der Blüthe der Eruption stürzten sie sich in ihrer Ungeduld in's Wasser, um zu baden und sich zu erfrischen. — Diesem tollen Beginnen erlagen Einige augenblicklich, Andere wurden kurz nachher vom Tode hingerafft. Tausende kamen dabei um.

Da die Epidemie alle Inseln heimsuchte, kann man sich den grossen Verlust an Menschenleben vorstellen! Ueber 10.000 Eingeborene sollen dabei zu Grunde gegangen sein. *)

Abbildung Nr. 6 zeigt den Arm eines weiblichen Mischlings, nach einer Photographie. Das Weib, hoch in den Dreissigern, war immer gesund gewesen. Nie hatte sie irgend einen Ausschlag oder etwas Krankhaftes an den Genitalien gehabt. Eine genauere Untersuchung bestätigte ihre Aussage.

Beim Schneiden des Zuckerrohrs wurde ihre Epidermis abgeschürft, theilweise auch das Corion verletzt. All-

*) Soeben erfahre ich (2/3 1869), dass in Californien, respective San Francisco, zu nicht geringem Schrecken der Sandwichs-Bewohner eine heftige Blatterepidemie aufgetreten sei.

mälig entwickelten sich an jenen Stellen, wo die scharfen Kanten der Zuckerrohrblätter diese Verletzung verursachten, und zwar nur an diesen Stellen, Geschwüre mit phagedenischem Charakter, welche nur einer starken Lapis-Solution oder anderen energischen Aetzmitteln wichen.

Dasselbe sah ich an vielen Kanakern und chinesischen Arbeitern auftreten, die zur Zeit der Ernte mit dem Abschneiden oder Abstreifen der Zuckerrohrblätter beschäftigt waren. Salben, Waschungen mit kaltem oder warmem Wasser, strenge Reinlichkeit etc. hatten nicht den geringsten Erfolg.

Merkwürdig, dass bei allen diesen Individuen die Geschwürsfläche eine mehr oder weniger ausgesprochene Kreisform annahm. Die Grundfläche machte den Eindruck, als ob man gerade die festsitzende Borke eines chronischen Ekthyma-Geschwüres entfernt hätte. Solche Verschwärungen, wie man aus der Abbildung ersieht, erreichten oft die Grösse eines Neukreuzers, wurden aber noch grösser und trotzten lange jedem therapeutischen Verfahren, wenn die Kanaker auf den Rath ihrer eingebornen Aerzte die Geschwürsfläche, wie sie überhaupt alle Wunden dieser Behandlung unterziehen, mit den langen saftigen Blättern junger Bananen-Pflanzen eingewickelt hatten. Die erkrankten Theile waren von einer unbedeutenden Reaction in der Umgebung gefolgt, Lymphgefässe und Lymphdrüsen des Armes oder der betreffenden Theile unversehrt geblieben. Eine Störung des allgemeinen Befindens war nie vorhanden.

Wir hatten es mit einer rein localisirten, an der Stelle des Contactes mit der Blattkante entstandenen Krankheit zu thun, die vielleicht einem specifischen Safte des Blattes, „sui generis“, ihren Ursprung verdankte. Fälle, die ich bald nach geschehener Verletzung zur Behandlung bekam, waren die günstigsten und heilten rasch, binnen acht bis vierzehn Tagen. Die Geschwüre unseres Mischlings heilten binnen vier Wochen. In allen Fällen blieb trotz des Substanzverlustes, der sich oft auf die tiefsten Schichten des Corion erstreckte, die Narbe sehr unbedeutend, nicht entstellend. Gar viele Fälle kamen mir nicht zur Beobachtung; denn es ist schwer, den Insulanern, wie überhaupt allen Eingebornen fremder Racen Begriffe oder wenigstens eine Idee über unser Verfahren in medicinischen oder chirurgischen Fällen einzuimpfen. Ignoranz, Vorurtheile, ein gar zu geringer Contact mit Ausländern und eine ansehnliche Zahl gewöhnlicher Plunder, die seit ihrer ersten Kindheit von ihrer Umgebung aufsangen, machen es, dass es eher möglich wäre einen Thurm zu bewegen, als den Hokuspokus aus ihrem Hirne zu vertreiben. Trotzdem dass schon seit Decennien Missionäre oft lege artis die Leute behandelten und behandeln, unterziehen sich die Eingeborenen ungerne der Behandlung ausländischer Aerzte und ziehen, wie wir bald sehen werden, ihre „Kahuna laau“ vor.

Ein Besuch in dem Jammerthale der Aussätzigen in Molokai.*)

„Eripe me populis,
Et habenti nubila terrae."

Ich kam von meiner mühevollen Tour in der Insel Hawaii nach Lahaina in Maui, die frühere Hauptstadt der Sandwich-Inseln, zurück. Hier rastete ich ein paar Tage in meiner kleinen Holzhütte aus. Nicht lange mehr sollte ich auf den Inseln verweilen, und ich gedachte so gut wie thunlich die kurze Frist zu benützen, um noch das Allermerkwürdigste für mich, den Platz der ewigen Verdammniss, zu besichtigen, das Thal, wo die Hawaiische Regierung d. Z. jene Unglücklichen verbannte und hinsandte, die mit dem Aussatze behaftet waren.

Auch in anderen fremden Welttheilen jagt man die Aussätzigen hinaus aus der menschlichen Gesellschaft. Die Insulaner der Hawaiischen Inseln, in der festen Meinung, die Krankheit käme aus China herüber, nennen den Aussatz „Mai-pakè" (Mai-Uebel, pakè-chinesisch, die chinesische Krankheit).

---

*) Siehe Abbildung Seite 45.

Von der Ansicht ausgehend, dass die Krankheit ansteckend sei, hat man einheimischen wie ausländischen Aerzten, die allenthalben sich auf den Inseln aufhalten, aufgetragen, solche Unglückliche anzugeben, um sie nach Honolulu zu expediren, von wo sie auf einem kleinen Shooner nach der Nachbar-Insel Molokai geschleppt werden, und zwar in dem Schiffsraume eingepfercht wie eingepöckelte Sardellen.

Auf der Insel Molokai ist ein Thal, von senkrechten 2—4000 Fuss hohen unzugänglichen Felsenwandungen umrungen, gross genug, um Tausende solcher Geschöpfe zu beherbergen, und von drei Seiten vom Meere bespült. Fahrzeuge fliehen die Nähe dieser Ufer. Nur Winde und Brandung unterbrechen die Monotonie dieser verlassenen Stätte.

In diesem abgeschlossenen Thale, das nur von der Seeseite zugänglich ist, landen jene Unglücklichen, werden vom Caron, wie die Verdammten des Dante, in ihre zukünftige Heimat, ihr zukünftiges Grab, hingeführt, um nie, nie wieder zurückzukehren. Wie mag diesen Elenden zu Muthe sein, wie ihr Herz zittern, wenn sie ihre Lieben für immer verlassen, das letzte Lebewohl ihnen zurufen und weinend und wehklagend diesen Ort betreten, wo mit Riesenbuchstaben die Worte geschrieben stehen:

„Per me si va tra la perduta gente!

— — — — — — — — — — — — —

Lasciate ogni speranza, voi che entrate.“

Die Verwandten dieser Leute, die das Verbot, den Ort zu besuchen, nicht berücksichtigen, und dem thierischen Impulse, ihre Kinder zu besuchen, nicht zu widerstehen vermögen, wählen haarsträubende Pfade, die fast nur kriechenden Wesen zugänglich scheinen, um ihren Angehörigen Lebensmittel zuzubringen, Trostworte zuzuflüstern und in heimlichen Klagen und Jammern ihr Loos zu mildern. Sie opfern sich, wie vielleicht wenige Weisse sich je in solchen Fällen opfern würden . . . . mit der ganzen leidenschaftlichen Kraft einer wilden, entschlossenen Natur.

Dahin gedachte ich zu gehen. Etwas Unwiderstehliches zog mich hin. Da mir aber Umstände und Gelegenheit nicht gestatteten, bei dem Honolulu-Government um eine Erlaubniss erst nachzusuchen, und ich wusste, dass man mir sehr wahrscheinlich manche Schwierigkeiten (wenn nicht unüberwindliche Hindernisse) in den Weg legen würde, mich genau über die Lage und Verhältnisse dieser Kranken zu erkundigen, so beschloss ich endlich den absonderlichen Weg der Eingeborenen einzuschlagen und von den Bergen aus das Thal zu erreichen.

Schnell war mein Plan gefasst. Manche Schwierigkeit musste überwunden werden, um den eben in Lahaina anwesenden Photographen aus Californien für diese Partie zu gewinnen. Er bereiste wie ich die Inseln, um (Jeder in seinem Fache) Erfahrungen zu sammeln.

Molokai liegt bei 25 Seemeilen von Lahaina, dem Hauptorte Maui, entfernt. Starke Meeresströmungen, von

den Passatwinden hervorgerufen, rollen die Wogen vor sich und machen die Passage zu keiner eben angenehmen. Diese Strecke ist sogar oft nicht ohne Gefahr zu durchkreuzen. Die Winde pflegen nämlich oft mit so grosser Heftigkeit zu wehen, dass mehrere grosse Boote schon von der Gewalt derselben umgestürzt, nur durch die vereinte Gewandtheit der Insulaner, denen das Wasser ihr Element zu sein scheint, und zwar dadurch gerettet wurden, dass sie im Kampfe mit der schäumenden See unter Wasser das Boot auf der einen Seite gehoben und in seine frühere Lage gebracht hatten.

Zur Ueberfahrt daselbst findet man oft kaum ein kleines Wallfischboot, welches, in der Mitte der Strömungen angelangt, den Reigentanz anfängt und geschaukelt und herumgeschleudert wird, dass man davon ganz wirre wird. Kommt man aus den Strömungen heraus, so geht man einer anderen Gefahr entgegen. „Fra Scilla e Cariddi"; denn die landeinwärtsrollenden Wogen treiben das Boot unwiderstehlich fort und fort gegen die versteckten Korallenriffe des Ufers, und man würde stranden, wenn man nicht ganz genau mit jenen Strömungen und der topographischen Lage dieser Korallen-Canäle, durch die man mit dem Boote durchschlüpfen muss, vertraut wäre. Auch uns erging es nicht besser. Ich und der Yankee hielten uns an den Rippen des Bootes festgeklammert. Wir hatten beide den „heil. Ulrich" angerufen und unser Anrufen wurde erhört. Das kleine Fahrzeug drohte aus den Fugen und unsere

Seele aus dem Leibe zu gehen. Die Insulaner kreischten bei jeder neuen Taufe, und wir verwünschten schon unsere Unternehmung. Endlich wurde es ruhiger um uns. Wir dachten uns schon aus dem Rachen der Haifische, und bald darauf blickten wir empor, um uns vom Kamme einer Riesenwoge mit Blitzesschnelle landeinwärts getragen zu sehen — ringsum das Tosen der gebrochenen Wassermassen und der Schaum der Brandung, der diese nassen Gefilde wie Schnee überdeckte!

Beim Landen wurden wir von einem dort ansässigen Deutschen, der ein sehr abenteuerliches Leben hinter sich hatte, freundlichst empfangen. Er war früher in Sidney, dann in Neu-Seeland und kam noch zu rechter Zeit auf die Inseln, um aus der Einfalt der Insulaner durch Fleiss und Beharrlichkeit zur Zeit der Goldentdeckung in Californien, eine angenehme Existenz sich zu sichern. Er verschaffte das Nöthige, darunter Pferde, muntere Thiere, die, Ventre à terre, wacker den Weg verschlangen.

Längst schon war die Sonne untergegangen, als wir erschöpft ein Insulanerdorf erreichten, welches sich die früheren Könige als Lieblings-Aufenthalt gewählt hatten. Tags darauf erreichten wir endlich das Ziel unserer Reise, und unerwartet schloss sich unseren Augen ein Anblick, den ich nie leicht vergessen werde.

„Also da hinunter sollen wir?“ rief mein Gefährte, der Photograph, und mass mit bestürzter Miene den über 2000 Fuss tiefen Abgrund. „Hum!“

„Dies ist der Weg, den die Insulaner nehmen; kein bequemer Weg, wie ich sehe —“

„Well! Kommen die Insulaner hinunter, kommen wir auch — Obwohl ich werd . . . sein will, wenn mir der Weg angenehm scheint.“

„Ja! Ich glaube auch, dass wir kein Vergnügen in dieser Promenade finden werden . : . aber da sind sie, diese armen Geschöpfe, verbannt, geschieden der Vater vom Sohn, das Kind von der Mutter, der Gatte von seinem Weibe, geschieden für immer aus der menschlichen Gesellschaft, weil der Fluch des Verhängnisses auf ihnen lastet!!“

„All right, Doctor! Lassen wir das. Ich denke weniger auf alles dies als auf meine Familie, meine Maschine nämlich, meine armen Präparate, die diesen Weg machen sollen. Damete! fügte er mit echt americanischer Nonchalance hinzu: If I know anything about . . . . wie wir da hinunter sollen?“

Der Anblick war wahrhaftig abschreckend!

Wir legten uns platt auf den Bauch, um so weit wie thunlich vom Felsenrande aus den einzuschlagenden Pfad zu besehen. Die Wand war so steil und so überhängend, dass wir von dem vorspringenden Felsenblock aus den Weg gar nicht sahen. Unten tief im Thale erschienen die Hütten wie schwarze Flecken, die Einwohner wie Punkte. In der Ferne verloren sich hohe Felsenwandungen in den Wolken. Ringsum das unübersehbare Meer, durch kein einziges Fahrzeug belebt. Die tiefgelegenen Ufer waren

von weissem Schaum bedeckt; man sah die Wuth des Elementes, hörte aber das Toben der Brandung nicht — Alles war still wie im Grabe.

„Aole . . . aole manei“ (nicht hier), rief unser gutmüthiger Insulaner, der glauben mochte, wir wollen in den Abgrund auf dem Bauche hinabrutschen, und mit einer Pantomime, die einem Clown oder Pierrot hätte Ehre machen können, zeigte er uns zwischen zwei nahen Gesträuchen, nachdem er Zweige und Blätter beseitigt hatte, einen Hohlweg, der sich in wunderlichem Zick-Zack fast senkrecht hinunterwand. Emporwuchernde Gestrüppe, Lianen, Wurzelfasern, so wie mancher hervorspringende Stein schienen kaum genügende Anhaltspunkte zu gewähren, um nicht kopfüber hinunter zu purzeln.

Wir begannen unsere Fahrt. Ein Insulaner voran, einer rückwärts, wir in der Mitte. Wie die Eidechsen krochen wir hinunter, der Insulaner mahnend, der Yankee fluchend. Mehr als einmal wurde uns beiden, obwohl an das Bergsteigen gewöhnt, schwarz vor den Augen. Vorsichtig prüften wir den zu betretenden Stein, die zu ergreifende Liane, ob sie wohl unser Gewicht ertragen könnten. Mehr als einmal mussten wir bei einem grösseren Felsenvorsprung aushalten und rasten, — dabei graute es uns, wenn wir hinaufblickten auf den zurückgelegten Weg oder hinunter auf den, welchen wir noch vor uns hatten. Muthig kletterten wir dann weiter. Das Thal wurde allmälig immer breiter; Hütten, Bäume, Gesträuche und Einwohner

tauchten immer deutlicher aus dem nebligen Grunde hervor — Alles bekam allmälig seine natürliche Gestalt, Grösse und Farbe.

Jedes Ding hat sein Ende — das Angenehmste sowohl wie das Unangenehme. Auf das Bittere folgt das Süsse und umgekehrt. Wir waren herzlich froh, endlich nach stundenlanger Kletterei am Ziele zu sein, höchlich erfreut über den so glücklich überstandenen Spaziergang. — Wie schwarze Riesen blickten diese Felsenwandungen finster auf die Gegend herab.

Bald sammelten sich um uns Haufen Eingeborener und starrten uns mit dem allen Indianern eigenthümlichen Blick des Erstaunens an, womit sie alles Fremde anstieren. Während der Zeit meines Aufenthaltes hatte ich angefangen, die Sprache der Kanaker so ziemlich vom Fleck weg zu sprechen, und es entspann sich alsbald folgende Conversation:

„Woher des Weges?“ frug mich Einer.

„A . . . A . . . . A . . . . . . A . . . (sehr weit)“ antwortete ich. (Die Einwohner bezeichnen nämlich die Entfernung durch ein langgedehntes A . . . .; je näher der Ort, desto kürzer wird dieser Selbstlaut gehalten.)

„Kauka — Doctor —“ rief plötzlich Einer, der mich einst in Honolulu sah. „Wir sahen Dich hoch oben auf jenem Felsen, und ich erkannte Dich.“

„Ihr Leute habt einen wundervoll scharfen Blick . . . . und kennst Du diesen Weissen da?“ und ich zeigte auf den Photographen.

„Aole — nein — Habe aber gesehen, dass Ihr zwei Weisse seid und zwei Kanaker mit Euch. Da waret Ihr hoch oben und ich rief sogleich: Kauka haoke! Kauka haoke! — (der weisse Arzt). — Wir glaubten nicht, Du kämst da herunter! A . . . A . . . . . . A . . . (dabei verfolgte er mit der Hand die Touren, die wir beim Herunterklettern machten) und waren Alle erstaunt, Dich doch kommen zu sehen.“

„Warum das Staunen?“

„Diesen Weg gehen nur wir Kanaker, nicht Weisse, und was soll ein Weisser auch hier thun?“

„Nu . . . vielleicht habe ich auch das Mai-pakè (Aussatz) und mein Gefährte kommt mit mir hieher.“

„Coloje oe . Coloje! — (Schalk) — riefen mehrere Weiberstimmen und zeigten lachend Zahnreihen, die einen Zahnarzt in Versuchung gebracht haben würden, in deren Besitz zu gelangen.“

„Aloha oe!“ fügte ich hinzu, „ich habe die Kanaker lieb, ich komme Euch zu besuchen. Vielleicht kann etwas gethan werden. Ich sehe Euch in einem schrecklichen Zustande der Noth, meine lieben Leute!“

„Keine Hilfe! keine Hilfe!“ rief einstimmig der traurige Chor. Einige näherten sich hierauf der Photographie-Maschine, sie glaubten, es sei der Medicamentenkasten. Daneben war ein kleines Paket, gefüllt mit ganz anderen Medicamenten, und zwar einem gesottenen fetten Huhn, spanischem Pfeffer und einigen Brotstücken, die uns der freundliche

deutsche Ansiedler zum Extratisch mitgegeben hatte. Wie hungrige Wölfe fielen wir über dasselbe her, denn wir hatten seit Früh Morgens nichts im Magen — und die Sonne war hoch oben im Zenith.

Unbekümmert um die versengenden Strahlen setzten wir uns im Grase nieder und verzehrten unseren schmalen Imbiss. Man hätte die funkelnden Augen der Insulaner sehen sollen, als wir die Brandy-Flasche hervorzogen!

„Balany, Balany! jauchzten sie. (Ihre süsse Sprache, verweichlicht wie die Leute selbst, duldet keine harten Laute. Worte, welche in ihrer Mundart nicht zu übersetzen sind, modificiren sie nach ihrer Art, indem sie zwischen zwei Consonnanten einen beliebigen Selbstlaut einschalten.)

„Makemake oe? willst Du?“ frug ich.

„Ae! Ae! maitai. (Gut, gut).

„Nicht so schnell! Ihr müsst mich zuerst hinführen, wo die schwer Erkrankten darnieder liegen, dann die Andern, die in diesem Thale zerstreut sind, zusammenrufen.“

Das Thal, das von den Bergen gesehen eine Ebene zu sein schien, erwies sich bald als aus vielen wellenförmigen niedrigen Hügeln bestehend, die, obwohl nur mit Gras und niederem Gebüsch bedeckt, dem dahin Wandernden jede Aussicht beschränkten.

Nachdem wir eine Zeit lang Hügel auf Hügel ab gegangen waren — unsere sonderbaren Führer voranzappelnd — wurden wir bald mehrerer niedrigen Strohhütten

gewahr; diese waren so klein und elend, dass wir sie anfänglich eher für Philaxhütten hielten. Das Rufen wollte kein Ende nehmen. Die Insulaner zerstreuten sich in den Hütten, um ihre Leidensgefährten herauszubringen. Bald krochen lebende Wesen, Manche mit ekelhaft entstellter Fratze hervor! Allmälig nur ging dieses Maneuvre vor sich. . . . . Einige streckten zuerst die schmerzhaften unteren Extremitäten, Andere den entstellten Kopf jammernd heraus, je nachdem der kleine Raum sich dazu schickte.

Wir fanden hier die schwereren Fälle des Aussatzes.

Sonderbares Lazareth!

Da lagen sie, vergessen und vernachlässigt von Gott und Menschen. Sie krochen heraus aus ihren Löchern und zeigten ihr aussätziges, entstelltes Antlitz, welches durch den Ausdruck des Erstaunens noch scheusslicher und thierischer wurde. Andere wieder, unfähig sich zu erheben, stöhnten auf ihren Matten. Jene, welche nur halbwegs gehen konnten und sich des Morgens zerstreut hatten, kamen jetzt dutzendweise langsam einhergezappelt, wie gräuliche Gespenster.

Wenn je ein Anblick des menschlichen Elends mein Gemüth verstimmte und meine Sinne verwirrte, so geschah es und zwar in wenigen Augenblicken in diesem Jammerthale! Ich hatte in Central-Amerika, wie in China, wo ganze Dörfer mit Aussätzigen gefüllt sind, mehrere ekelhafte Fälle der „Lepra mutilans“ gesehen, ja einen,

wo in Folge vorausgegangener Entzündungsherde mit gangränescirendem Charakter und darauf folgender Nekrose der Phalangen der Fussknochen, sowie der Knochen des Oberarms und des Unterschenkels, fast nur der Rumpf übrig geblieben war — aber dieser Anblick, wo Hunderte und Hunderte Verstümmelter sich um mich herdrängten, das Gesicht in Falten, voller Knoten, mit vernachlässigten, blossliegenden Verschwärungen, die in Folge der Hitze einen Verwesungsgeruch verbreiteten, übertraf alles Gesehene. Tausend ungestüme Gefühle erfassten meine Seele und lähmten meine Zunge.

„A koe a i, aole ai! (wir haben nichts zu essen . . . nichts zu essen)“ riefen sie, in der Meinung, wir brächten ihnen Nahrung zu. Es ist wahr, die Regierung hatte provisorische (leider ungenügende) Vorkehrungen getroffen, diese Elenden, welche selbst nicht arbeiten können, zu verpflegen, auch befohlen, ihnen Kleider und Nahrung zuzuschicken — aber dies ging durch so und so viele Hände, es wurde das Ganze so nachlässig und mit so vielem Schwindel betrieben, dass schliesslich den armen Kranken kaum das Allernothwendigste zukam.

„Wie, Ihr bekommt nichts zu essen?“

„Fast so,“ rief mir Einer zu, und zeigte mir einige Hütten; „Kanaker darin können nicht Taro im Felde cultiviren . . . . . ihre Zehen und Finger zu schmerzhaft . . . . müssen immer liegen bleiben, wir müssen daher auch für Jene arbeiten . . . . . oft nicht möglich . . . . . wir selbst sehr krank“.

„So! ich dachte, Ihr bekommt Alles zugeschickt, fix und fertig von Honolulu?"

„Aole (ach nein)! man hat dieses Thal uns gegeben zu bebauen, damit wir leben. Shooner kommt von Honolulu, bringt Taro, Poi, Fische, aber wenig. Wie bebauen? Unsere Füsse krank, unsere Hände krank!"

„Arme Leute!"

„Das Bischen gesalzenes Fleisch und Fisch von Honolulu nicht gut".*)

„Aole Poi, aole ai! kein Poi? kein Fisch!" grinsten Mehrere. Wir wendeten uns entrüstet von dem Anblicke dieser Geschöpfe ab, die auch uns Vorwürfe entgegenzuschleudern schienen. Es blutete uns das Herz darüber, dass wir nicht statt des photographischen Apparates Speisen mitgebracht hatten.

Wenn Pruner erwähnt, er habe in seinen orientalischen Reisen in den verschiedenen Lazarethen Syphilitische neben Aussätzigen angetroffen, wundert es mich nicht: ich habe in Molokai Syphilitische sowie mehrere mit exquisitem Lupus hypertrophicus und Psoriasis Behaftete gesehen, die als Aussätzige galten, und

*) Soll man Denjenigen Glauben schenken, die als Ursache des Aussatzes den ausschliesslichen Genuss schlechter Fischsorten etc. angeben, so hat die Verpflegungs-Commission in Honolulu durch Zusendung von stinkenden Fischen und Fleisch vollkommen ihren Zweck erreicht, nämlich: das Land von diesen Unglücklichen durch die Verschlimmerung ihres Zustandes so schnell wie möglich zu befreien.

mit den Aussätzigen in jener furchtbaren Verbannung leben mussten. — (Siehe Abbildnng Nr. 7.)

Die Analogie der maculösen, tuberösen Form des Lupus mit dem Aussatze mag manche Verwechslung mit dem Lupus entschuldigen; weniger verzeihlich ist dieser Irrthum bei den Formen der Syphilis und Psoriasis.

Der Aussatz, la malattia di S. Lazzaro, wie die Italiener, Leprosy die Engländer, Malaatscheid die Holländer, Tay-kò die Chinesen etc. diese Plage nennen, trat in den Fällen, die ich auch sporadisch ausserhalb Molokai auf den Sandwichs-Inseln beobachtete, immer an der äusseren Hälfte des Margo infraorbitalis in Form von dunkel- und kupferrothen länglichen Flecken auf (diese dunkelrothe und kupferrothe Nuancirung ist durch die braune, in's Olivenfärbige hinüberspielende Haut der Kanaker bedingt). Erst später wurden diese krankhaften Verfärbungen (Lepra maculosa, Morphaea) deutlicher und grösser und fangen erst dann an in die Region der dreieckigen Stirnglatze hinüberzugreifen.

Allmälig und zwar in allen Fällen, die zu meiner Beobachtung gelangten, sah ich die Haut der hyperämischen Stellen wulstförmig sich erheben und einen gewissen Glanz annehmen. Der Granulationsprocess ging ungeheuer träge vor sich. — Während dem traten meist diffuse, dunkelrothe Flecken an der Volar- und Palmar-Seite der Hand hervor, und ungleich den anderen affizirten Stellen des Gesichtes, wo die betreffende Hautpartie eine mehr oder weniger fühlbare

Verdickung zeigte, überschritten diese Flecken nie das Stadium der Hyperämie. Die Hände waren stets eigenthümlich sammtartig anzufühlen, glänzend, als ob sie vorher beölt worden wären und fand fast niemals Knollenbildung statt.

Diese Hyperämien sind wohl von jenen an den Phalangen zu unterscheiden, welche als Vorläufer maligner Entzündungen bald von Verwüstungen der Theile gefolgt waren, denn die Hyperämie an den Phalangen, unabhängig von der leprösen Knotenform, geht später in Entzündung und Gangrän über und es fallen die Theile ab, während die genannten stationären Hyperämien an der Hand gleichsam als erstes Stadium der Knotenform erscheinen und auf den Sandwichs-Inseln aus unbekannten Gründen in keine andern Formen sich weiter entwickeln.

Gleichwie bei andern auf den Inseln vorkommenden Krankheiten, also auch bei dieser, scheint die Milde des Klimas einen nicht geringen Einfluss auf die Entwicklung und den Verlauf der Lepra zu äussern. Nie habe ich dabei in der ulcerösen Form (Elephantiasis articulorum, Lepra mutilans) grosse Destructionen der Weich- und Knochentheile angetroffen. Ulceröse, lepröse Flächen an den Extremitäten, durch bullöse Exanthemen entstanden, griffen rasch um sich und vergrösserten sich, theils in Folge grenzenloser Vernachlässigung und Unreinlichkeit, theils in Folge ausgebreiteter Anästhesie der kranken Theile, in schreckhaften Dimensionen. Bei dem Knotenaussatz sah ich nur die



Nr. 7. a, a, a, Insulanerinen mit der „Lepra mutilans.“
b und c. Kanaker, welche für Aussätzige gehalten wurden.
c. Ein Fall von „lupus hypertrophicus“ am rechten Ohr.



Nr. 8. Zwei Häuptlingsfranen in europäischer Kleidung.

Tubera der Haut, innere Organe zu untersuchen war mir begreiflicher Weise nicht möglich.

Bei zwei Leprösen, die gleich den meisten übrigen fast nackt herumgingen, bemerkte ich zwei indolente Drüsenanschwellungen an der Leiste. Sie sollen nie Syphilis gehabt haben und waren auch ihre Genitalien rein. Sie klagten nur über Schmerz an den Zehen. Diese Hyperästhesie erlaubte ihnen nur mit grosser Anstrengung und sehr langsam sich fortzubewegen. Beide hatten den Knotenaussatz.

Hier liegt die Frage nahe: Waren dies lepröse Bouboneu?

Ich getraue mir hierüber keine Antwort zu geben. Glücklicherweise brauchen sich die aussätzigen Kanaker vor Chirurgen nicht zu fürchten, welche wie ehemals in Europa zur Verhinderung der Fortpflanzung von der Regierung beauftragt waren, den Aussätzigen die Hoden auszuschneiden. Würde je die Hawaiische Regierung auf diesen Einfall auch noch kommen, ich würde ihr jenen Chirurgen in Neapel anempfehlen, der noch immer, wie ich sah und wie sich Jeder überzeugen kann, ein Schild mit der Anzeige am Hause hat: „Qui si castra e uomini e bestie.“ (Hier castrirt man Menschen und Thiere.) — Sic!

Es ist nicht lange her, dass die Hawaiische Regierung die Aussätzigen nach diesem abgeschlossenen Thale jagt. Man thut dies in anderen Welttheilen auch und hat es von jeher gethan, warum sollte man es diesem liliputanischen Gouvernement verargen? Man hat nahe an Honolulu ein Sanitäts-Gebäude

errichtet, wo die Aussätzigen von allen Seiten zusammen kommen, und wo an ihnen mit allem Möglichen experimentirt wird, bevor man sie nach Molokai schickt, wobei kein heroisches Mittel verschont bleibt. Dies erinnert mich an jenen Apotheker, einen Amerikaner, der alle Medicinen, die ankamen, zuerst kosten und ihre Güte prüfen wollte.

In diesem Thale lebt man im ungestörten Concubinate, wenigstens die jungen Aussätzigen, bei denen trotz Krankheiten, Hunger und Elend der letzte Lebensfunke noch nicht ausgegangen ist. Auf solche Weise dürfte man hier, wenn es so fortgeht, am allerehesten ins Klare kommen, wie es mit der Erblichkeit und Praedisposition dieser Krankheit steht.

Ist der Aussatz ansteckend?

Ich habe auf den Inseln zwei Weisse gekannt, die seit lange an zwei Kanakerinnen verheiratet waren. Beide Weiber hatten die charakteristischen Wülste am unteren Augenrand, an ihren Händen die hyperämischen Flecken, jedoch waren die Knoten lang stationär, für das unpraktische Auge kaum bemerkbar geblieben, und da die Weiber hinlänglich Geld hatten, das Ganze zu vertuschen, wurden sie auch nicht ins Thal geschickt (ein Beweis mehr, wie das Factotum auch hier der nervus rerum bleibt). Nach Jahren bemerkten ihre Ehemänner an ihren Augenrändern dasselbe, Anfangs nur Flecken, aus denen aber später wulstige Erhabenheiten wurden. Bei der Einen war sogar eine hyperämische Röthe an der ganzen oberen Gesichts-

hälfte aufgetreten, gepaart mit einer kaum bemerkbaren Erhabenheit ammargo infraorbitalis.

Ich hatte mir früher schon von vielen Einwohnern gleiche Fälle erzählen und zeigen lassen. In diesen zwei Fällen aber glaube ich, dass der ansteckende Charakter der Lepra ziemlich eclatant zu Tage liegt. Der eine war ein Berliner, der andere ein Amerikaner. Beide hatten vollkommen gesund geheiratet; ihre Lebensweise war seitdem mit geringen Modificationen mehr weniger der aller andern Ausländer auf den Inseln gleich geblieben; beide genossen eine ziemlich gute Kost und assen nur ausnahmsweise rohe Fische und Poi mit ihren Weibern; beide kamen von aussatzfreien Ländern und hatten daher gewiss keine Prädisposition mitgebracht. — Wie könnte also hier an der ansteckenden Eigenschaft dieser Krankheit gezweifelt werden? Die Fälle, die ich sah, sowohl diese zwei wie andere, die zu meiner Beobachtung gelangten, betrafen Leute, die sich sehr wahrscheinlich durch jahrelangen Körpercontact, durch wiederholten Coitus, mit der praedisponirten oder gar schon mit dem Aussatze afficirten Person diese Krankheit zugezogen hatten.

Manche geben als einen wichtigen, wenn nicht ausschliesslichen ätiologischen Moment diätetische Fehler und Einflüsse, Andere sogar die topographische Lage mancher Orte an. Das Bewohnen der Küste, sagen sie, der Genuss mancher Fischsorten oder schlechter Fische seien die Ursachen des Aussatzes.

Es ist wahr, die Insulaner ernähren sich fast ausschliesslich mit Fischen und Poi; beides ist oft verdorben und schlecht; man könnte dies daher als vollkommen abgemacht betrachten, wenn sich dabei nicht eine noch dringendere Frage gerade bei unsern Insulanern aufwerfen würde — eine Frage, die hier ventilirt zu werden verdient.

Grassirte der Aussatz schon vor der Entdeckung der Inseln, oder hatte er sich erst in Folge der importirten Syphilis entwickelt?

Allerdings waren Capt. Cook und Vankouver keine Aerzte und hatten anderes zu thun als in den entdeckten Südsee-Inseln Aussätzige aufzusuchen; solche Unglückliche auf unseren Inseln aber würden, wenn welche dagewesen wären, dem forschenden Blicke dieser Seefahrer nicht entgangen sein — denn in jenen Tagen hätte der indolente Insulaner gewiss keinen Genossen krankheitshalber irgendwo im Innern zu leben gezwungen, und ob tuberöse Auswüchse oder geschwürige Flächen den Körper seines Nachbars bedeckten, darum hätte er sich sicher wenig bekümmert .... jedenfalls hätte man dem Kranken gestattet, mit den Andern zu leben: — Man würde also unter den gesunden Kanakern auch Aussätzige an den Küstendörfern angetroffen haben, und solche Kranke wären auch jenen Laien leicht aufgefallen, ihr Zustand wäre in zu grellem Contraste mit der Milde dieses paradiesischen Klimas gewesen.

Indem also jene Seefahrer Ende des vorigen Jahrhunderts das Herrliche des Landes hervorhoben und priesen, Land

und Leute und Alles, was sie nennenswerth fanden, ziemlich genau beschrieben, hätten sie gewiss auch per parentesin wenigstens einer so schrecklich entstellenden Krankheit Erwähnung gethan. Den Bewohnern dieses glücklichen Erdstriches war jedoch der Aussatz glücklicher Weise ebenso fremd, wie bekanntlich die Syphilis und nichts würde uns auf irgend eine zuverlässliche Spur führen, auf das frühere Vorhandensein dieser Krankheiten schliessen zu können. Mit ziemlicher Bestimmtheit ist daher anzunehmen, dass der Aussatz den Leuten eine terra incognita war.

Auch Folgendes ist nicht zu übersehen. Warum nannten denn die Insulaner den Aussatz mai-pakè (chinesisches Uebel)? Weil sie eben glaubten, das Uebel sei ihnen von China importirt worden. Hätten sie wohl eine alte Landesplage so genannt? Wäre der Aussatz früher schon dagewesen, so würde man in der Sprache der Insulaner einen eigenen selbstständigen Namen gefunden haben, wie sie solchen für alle ihre kleinen Zustände hatten; aber dies war nicht der Fall, deshalb gebrauchte man den Ausdruck mai-pakè. Uebrigens hatten sie gewiss auch den Bewohnern des himmlischen Reiches Unrecht gethan und wäre die Quelle in etwas ganz Anderem zu suchen. Wahrscheinlich trat der Aussatz in den Inseln zur Zeit der Einwanderung aus China zu Tage, was die Insulaner zu dieser irrigen Annahme führte.

Halten wir uns übrigens die importirte Syphilis vor Augen. Auch hier mussten nur zu bald die Ureinwohner

das Gift der Syphilis kennen lernen, welches bei der lockeren Moral und Lebensweise dieser Wilden rasch sich verbreitet und solche Verheerungen angestiftet hatte, dass die Anzahl der Einwohner binnen kurzer Zeit sich decimirte

Man liest nämlich, wie die lebenslustigen Kanakerinnen bei der Ankunft der ersten Schiffe sich mit ihrem nackten, schön geformten, elastischen Leibe an die Matrosen schmiegten, die bekanntlich nicht lange die Rolle Josefs spielen können. Wie gewöhnlich auf den Schiffen, so waren auch hier Einige von der Lustseuche befallen, — als wahre Colporteurs venerischer und syphilitischer Geschwüre steckten sie daher bald diese armen, gesunden Geschöpfe an, und pflanzten in der grenzenlosen Befriedigung ihrer thierischen Gelüste die Lustseuche wie ein loderndes Feuer von einem zum andern fort. Man liest, wie viele Tausende an deren Folgen starben, welche Panik dieselbe verbreitete und wie wenige von ihr verschont blieben. Hier wenigstens wusste man, wer das Gift importirte. — Man wälzte nicht die Schuld von Einem auf den Andern, von den Spaniern auf die Holländer oder von diesen auf Franzosen und Neapolitaner, wie es bei uns zu Anfang des Mittelalters geschah. Kein Fra-Castorio fand sich, der die Syphilis besungen, oder irgend ein Philolog, der sich den Kopf zerbrochen hätte, ob das Wort Syphilis auf σῦς (Schwein) und φίλος (Freund) oder auf gewisse arabische Wörter zurückzuführen sei.

Uebrigens — sie war da und zerstörte erbarmungslos alles in ihrem Bereiche. Wie der Beginn der Syphilis in Europa

mit einer Zeit zusammenfällt, wo der Aussatz aufhörte, was viele Autoren zu der Idee verleitete, dass sich jene aus diesem entwickelte, warum sollte sich nach derselben Auffassung nicht auch der Aussatz auf den Sandwichs-Inseln aus der Syphilis entwickelt haben? Wie Fluth und Ebbe wechseln, so änderten sich die Meinungen der Autoren, und man schwebt und schwankt, wie reife Aehren vom Winde gepeitscht, auch heutzutage darüber, ohne einig werden zu können. Der Umstand, dass bei vielen Individuen Aussatz und Syphilis zusammen bestand, brachte Viele auf den Schluss, dass jede dieser Krankheiten von der andern ganz und gar unabhängig sei, — Hypothesen, welche nicht stichhaltig sind; vielmehr spricht in unserem Falle Alles für die Entwicklung des Aussatzes aus der Syphilis.

Nimmt man nämlich in Berücksichtigung, dass die Aussätzigen dieser Inseln Kanaker sind, deren Ur- und Grossväter, wie wir gesehen, mit der Lustseuche behaftet waren, dass der Aussatz den Leuten ohne irgend einem Zweifel früher ganz fremd war, warum sollte nicht auch aus der importirten Syphilis, bei der Anwesenheit gewisser Acrimonien im Blute (durch den Genuss roher oder verdorbener Fische, schlechter Nahrungsmittel hervorgerufen), bei gewisser Praedisposition der Gewebe diese entstellende Krankheit sich eben so gut entwickelt haben??

— — — — — — — — — — — — — —

Nachdem wir im Freien die Nacht zugebracht und des andern Tages das Thal zu verlassen gedachten, ent-

schlossen wir uns, zur bleibenden Erinnerung an diese traurige Stätte das Bild einiger dieser Geschöpfe aufzunehmen und die schönsten Exemplare, id est die Unglücklichsten unter ihnen, zu photographiren. — Aber dies war leichter gesagt, als gethan. — Einige dieser armen Leute fürchteten sich Angesichts des Dreifusses so sehr und trugen vor dem Apparat, welchen sie für ein Mord-Instrument hielten, eine solche Scheu, dass sie Reissaus nahmen. Andere hingegen, die längst schon in Honolulu mit herumvagirenden Photographen nähere Bekanntschaft geschlossen und das Wahre an der Sache herausgefunden hatten, benahmen sich so zudringlich und drängten sich in eine solch unangenehme Nähe zu uns heran, dass wir uns wehren mussten, um nicht in directen Contact mit ihren kranken, wunden Körpertheilen zu kommen.

Wie lange wurde nicht unsere Geduld auf die Probe gesetzt, bis wir sie endlich dahin zu bringen vermochten, sich ruhig zu verhalten. Manchen sah man in ihren lachenden Augen an, dass hundert schelmische Gedanken trotz ihres erbärmlichen Zustandes in ihrem Kopfe schwirrten. Sie blickten bald links, bald rechts und mein „Tobacco“ kauender Yankee donnerte jeden Augenblick ein Goddamete herunter, welches jedoch auf taube Ohren fiel. — Endlich — und ich dankte unserem Schöpfer dafür — ward uns das Glück günstig . . . auf ein Stop . . . folgte ein . . . All right, — die Arbeit war gelungen, beendet, und die sonderbare Sitzung aufgehoben. Selbst jetzt, wo Jahre schon

verstrichen sind, muss ich noch lachen, wenn ich auf die zu meinen Füssen niedergekauerte Aussätzige blicke. Kein weibliches Wesen könnte mit ihr eifern; was je hässlich genannt werden kann, war ihren Gesichtszügen aufgestempelt, und d o c h hatte sie eine Rivalin gefunden! Sie hatte mit der hinter mir aufrecht stehenden Kanakerin einen heftigen Wortwechsel, der ohne unsere Vermittlung bald in Thätlichkeiten übergegangen wäre. Durchaus wollte sie vor und neben mir kauern . . . . welches Glück! . . . und koketirte dabei fortwährend! Das arme kindische Geschöpf musste sich für sehr reizend halten und wurde unwillig und boshaft, als mein Freund sie ein bischen unsanft und derb zur Ruhe mahnte. (Siehe Titel-Bild).

Als ich bei meiner Rückkehr aus Molokai das Resultat meines Besuches dortselbst in der Honolulu-Zeitung veröffentlichte*), wie auch dem Honolulu-Publicum die wahre Lage jener Unglücklichen schilderte und dem „Board of Health“, einer Sanitäts-Commission, der die Verpflegung der Aussätzigen oblag, ein bischen derb, ja wie sie es verdiente, rückhaltlos den Text las, fiel Alles über mich her wie die Raubvögel, und ich musste froh sein, ungerupft davon zu kommen.

Da aber überall gewöhnlich zwei Parteien sind, so fand ich bei einer Schutz, während mich die andere ver-

In Honolulu, der Hauptstadt der Inseln, erscheinen eine kanakische und zwei englische Zeitungen, gelegentlich auch andere kleinere Flugschriften in beiden Mundarten.

folgte — der Kampf fing an, glücklicher Weise nur mit Benützung des Gänsekieles und statt Blut wurde Tinte vergossen. Die Regierungs-Zeitung spie Gift und Galle — die amerikanische goss Oel ins Feuer. Nolens volens musste sich jetzt die Hawaiische Regierung fügen, extra einen Shooner zu bemannen, Leute abzuschicken, die sich über den wahren Sachverhalt hinsichtlich der Aussätzigen zu überzeugen hatten. Wenn ich von der betroffenen Parthei auch manches derbe Schimpfwort in den Zeitungsspalten zugeschleudert bekam, so habe ich als Mensch und als „Italian Doctor", wie mich dieselbe verächtlich nannte, die feste Ueberzeugung in mir, meine Pflicht diesen armen Geschöpfen gegenüber gethan zu haben. Ich habe die Genugthunng erlebt, dass das Publicum auf das Thun und Treiben dieses sogenannten „Board of Health" aufmerksam gemacht wurde, dass man nicht nur jenen Unglücklichen hinreichende Lebensmittel und für die Nackten wenigstens einige Kleidungsstücke schickte, sondern dass auch durch zeitweilige ärztliche Inspectionen in Molokai überhaupt manchem Unfug wenigstens theilweise gesteuert wurde. . . . .

Was wird so mancher Doctor zu einem solchen Collegen sagen, den ich ihm in der Abbildung Nr. 5 vorstelle? Ein Paar schon längst abgetragene, zerrissene Matrosen-Beinkleider, an einem einzigen Hosenträger befestigt, bildet seine ganze Tracht für Sonn- und Werktage. Und doch hat er mit einem Tacte, für den ihn

europäische Charlatane beneidet haben würden, mir und Andern so manches Stück Braten in der ärztlichen Praxis weggeschnipft. Uebrigens davon später.

Wie im grauen Alterthume, so finden wir auch hier Medicin und Religion von ein und derselben Person vertreten. Wie damals der Sacerdot Priester und Arzt zugleich war, so ist auch auf den Hawaiischen Inseln ein Kahuna (ein Mann Gottes) auch ein Kahuna laau (ein Mann der Medicin), auch Kauka genannt.

Mancher, der vielleicht die Inseln bereiste und das Ganze sich blos oberflächlich ansah, oder vom blossen Hörensagen Allem Glauben schenkte, was man ihm vorplapperte, mag sich denken, dass es jetzt anders geworden sei. Dem aber ist nicht so. Wenn die Kanaker auch Christen geworden, Hunderte von Missionären die Inseln durchkreuzen, um sich ihre Proselyten zu sichern, in ihrem Innern halten die alten Insulaner doch an dem Glauben ihrer Väter fest — Furcht vor den Missionären hat sie vielleicht zu Heuchlern, aber darum nicht besser oder wankend in ihren Anschauungen gemacht.

Indem ich dies ausspreche, habe ich nur den Vollblut-Kanaker vor Augen, nicht den Mischling. Wie oft konnte ich mich nicht selbst überzeugen, wie Einige, die als Neophiten der protestantischen, römisch-katholischen oder episcopalischen Kirche etc. bekannt waren, sich in der Gefahr oder am Todtenbette so schnell wie möglich ihre Kahuna im Geheimen rufen liessen, um von diesen

Trost und Hilfe zu erlangen. Kanakerinnen, die an weisse Männer verheiratet waren, flüchteten sich, ohne dass ihre Männer es wussten, nach den Hütten ihrer Freundinnen, um dort den Gebeten des Kahuna zu lauschen. Die Zahl dieser Kahuna's wird übrigens von Jahr zu Jahr geringer. Die Kanaker sterben rasch ab und mit ihnen ihre Priester-Heilkünstler.

Wie oft sah ich nicht den eben genannten braunen Collegen in Lahaina an meiner Holzhütte vorübergehen, einen weissen Hahn unter dem Arme. Er zappelte hinter einigen jungen Weibern einher, die ihm sehr behende vorangingen. Offenbar wurde er zu einem neuen Patienten gerufen, und sein Wundermittel — der weisse Hahn — sollte durch sein Krähen ihn aus der Verlegenheit reissen, nämlich das Uebel seines Patienten heilen.

Bevor ich weiter gehe, will ich dem Leser eine kleine Idee beibringen, wie diese Kahuna Laau hier zu Lande ihre Praxis ausüben und ihre Kranken curiren. Der Leser würde ungerecht sein, wollte er im Vorhinein diesen armen Kerl als grenzenlosen Ignoranten und Betrüger, seine Patienten als wunderbare Einfaltspinsel schelten und über sie den Stab brechen, weil sie, Sclaven dieser Vorurtheile, solch' dummes Zeug als baare Münze annehmen. Wie weit absurderen Narrheiten und haarsträubenderem Aberglauben hängen nicht Viele von uns in unseren hoch civilisirten Ländern an, und manche sonst aufgeklärte Köpfe schmachten als Zöpfe zu Hause unter dem Pantoffel und

unter der Bürde allerlei Unsinns und alten Weibergetratsches. Hier wie dort finden die Heilkünstler, wo sich für ihre Ueberredungskunst ein fruchtbares Feld darbietet, willkommene Anhaltspunkte in der Schwachheit und Leichtgläubigkeit des schönen Geschlechtes.

Im Ganzen genommen sind die Kahuna Laau harmlose Geschöpfe in ihrer Behandlungsweise, sie schwindeln nur so ein bischen im grossen Schwindel mit. Ihre Therapie ist eine äusserst einfache — von einem wissenschaftlichen Dunste natürlich keine Rede. Sie haben das Gute, dass, wenn der Patient genest oder stirbt, sie sich in beiden Fällen die Hände waschen und die Schuld auf ihren wohlwollenden oder zürnenden Gott wälzen können. Werden sie zu einem Patienten gerufen, so nehmen sie alsbald eine wichtige Miene an, kauern neben dessen Lager nieder, beten stunden- und stundenlang, singen ihre alten Heidengesänge, trotz der Bibel, die im Winkel ruht, und singen und beten so lange, bis sie erschöpft anhalten und der Patient von diesem Hokuspokus ganz betäubt wird, wenn er in schlimmeren Fällen bis dahin noch nicht längst seinen Geist aufgegeben hat.

Dann ist es aber Zeit für den Arzt Labung und Stärkung zu verlangen. Seine feine Nase hat im Voraus den Braten gerochen, denn wo nichts zu hoffen ist, da lässt er sich nicht sehen. Ist ein Schwein da, so wird es geopfert, wenn nicht, so muss ein Hund herhalten, um den hungrigen Magen zu sättigen. Das zieht sich viele Tage in die

Länge, oft vergehen Wochen — bis endlich ein grosser Theil oder der ganze Vorrath des Hauses verzehrt ist. Hunde, Schweine, Hühner, Fische und Poi folgen der Reihe nach. Wird Patient nun besser, so hatte der Frass genützt — indem die Thiere den Göttern geopfert, durch deren Diener verspeist wurden — verschlimmert sich dessen Zustand, so war nicht der Kahuna daran schuld — Gott bewahre! vielleicht hat man zu wenig geopfert, oder es heisst dann: der Mensch war ein Bösewicht und musste deshalb sterben. Da ich kein „Mikoneri“ war — wie die Insulaner die Missionäre nennen, so hatten sie vor mir auch keine Furcht und gewannen mich mit der Zeit sogar lieb. Ich konnte mich auch hie und da überzeugen, wie diese Leute um kein Haar anders oder besser geworden sind als ihre Vorfahren, und wie sie es eher vorziehen, unter den Händen ihrer ignoranten Kahunas zu sterben, als unter der Behandlung der Missionäre, die früher ebenso wie die Kahunas durchgehends freie Hand in der Ausübung der ärztlichen Praxis hatten.

In früheren Zeiten wurden solche Kahunas für besondere Gebete bezahlt — der Zahlende trug nämlich solchen Priestern auf, Himmel und Götter zu beschwören, seinen Feind mit dem Tode zu bestrafen; und die Panik vor solchen Todes-Gebeten war so gross, dass wirklich Viele, welche erfuhren, dass bezahlte Kahunas für ihr schleuniges Ende beteten, sich abhärmten, abmagerten, in die Gebirge flüchteten und kümmerlich umkamen. Jedenfalls eine recht artige und wohlfeile Methode, sich seiner Feinde so schnell wie möglich zu entledigen!!

Zu Ehren dieser Kahunas soll aber auch gesagt sein, dass sie sich in manchen Krankheitsfällen nicht nur mit dem Beten und Schlachten des Geflügels und der Hunde begnügen, sondern oft auch zu energischeren Mitteln ihre Zuflucht nehmen. Bei Erschöpfungen, rheumatischem Reissen, bei Gastricismen und Fiebern wenden sie oft erfolgreich strenge Diät und das Lomi-Lomi an.

Lomi-Lomi ist eine Art Shampoonirung der Theile — eine Lieblings-Manipulation der meisten wilden Völker. Es werden die Extremitäten von einigen Beistehenden erfasst, frottirt, geknetet und gedrückt, die fleischigen Massen korpulenter Individuen mit geballter Faust leicht gehämmert und die Haut bald langsam, bald rapid nach auf- und abwärts gestrichen. Einige, wie ich sah, legten sich platt auf den Bauch und duldeten, dass anmuthige junge Mädchen ihren Rücken mit blossen Füssen stampften.

Dies Alles geht mit einer gewissen Ungenirtheit, einem Tacte und einer Zartheit vor sich, welche im Herzen manches alten Rheumatikers, wenn er einmal nur diese Manipulation erproben könnte, den sehnlichsten Wunsch hervorrufen würde, selbst den ganzen Tag über auf dem Bauch zu liegen und sich den Rücken, natürlich nur von einem jungen Mädchen, stampfen zu lassen. Das Ganze ist wirklich so unangenehm nicht, und ich habe mich besonders nach überstandenen Strapazen und langen Reittouren selbst darauf ganz wohl und erfrischt befunden. Dieser Meinung war auch eine junge, etwas excentrische Amerikanerin, die

daran so viel Wohlgefallen fand, dass sie sich ganze Stunden lang lomi-lomi liess und meist glücklich dabei einschlief und gewiss von Yankee-Doodl träumte. Hilft das Lomi-Lomi nicht, sind gastrische billiöse Zustände vorhanden, so wartet der inländische Arzt nicht lange mit der Verabreichung starker Abführmittel, gewöhnlich so stark, dass wirklich eine Rossnatur dazu gehört, die Folgen derselben ungestraft zu ertragen. — Man bereitet sie aus gewissen Pflanzen, hauptsächlich aus der Pulpe und den Zweigen der Calabasse-Rebe — ein mächtiger laxans, woran sich der Patient lange erinnert, wenn auch die Erinnerungen nicht zu den süssesten seines Lebens gehören. In Fällen, wo wüthende Schmerzen dem Kranken die Ruhe raubten, verschrieb und verschreibt man auf den Inseln noch heutzutage Awa, ein Narcoticum.

Dieses Mittel verdient einige Erläuterung.

Die Hawaiier bereiten sich aus Awa folgendermassen ihr Getränk und Medizin zugleich. Einige meist ältere Individuen (junge Leute sind anderwärts beschäftigt), hauptsächlich aber zahnlose Weiber setzen sich in eine Runde, in deren Mitte Haufen Awa-Wurzeln (aus dem Macropiper methysticum) liegen, welche täuschende Aehnlichkeit mit der Sassaparilla-Wurzel haben. Sie erfassen einige Fasern, drücken sie zu einem Knäuel zusammen und lassen denselben im Munde verschwinden. Wie Shakespeare's Hexen sitzen sie da, ruhig und ernst in der Bereitung ihres Gebräues, so zwar, dass ein Yankee zugeben würde, in



Nr. 5. Kanaka Kauka oder Kahuna laau, ein Insulaner Arzt — habitueller Awa-Trinker — von der Krankheit Mahuna-awa befallen. Ein exquisiter Fall einer Pityriasis universalis simplex.



Nr. 6. Geschwüre am Arme eines hawaiischen Mischlings, nach einer Verletzung mit den Kanten des Zuckerrohrblattes beim Abschneiden oder Abreissen desselben.

der Fertigkeit des Kauens seine Rivalen gefunden zu haben. Sie kauen fort und fort und jagen den Knäuel im Mund-Cavum in die Runde. Durch die Schärfe der Substanz werden die Speicheldrüsen zu energischer Secretion angeregt und dadurch die zerkauten Fasern gehörig durchfeuchtet. Alsdann circulirte eine Kürbiss-Kalabasse, in welche das Gekaute hineingespuckt und der Mund mit neuen Wurzeln gefüllt wird. So geht es fort bis der Napf nach Wunsch gefüllt ist. Hierauf wird das Ganze mit der gehörigen Menge Wasser gemengt und einige Tage (bei grosser Hitze auch kürzere Zeit) stehen gelassen.

Diese Flüssigkeit macht rasch einen Gährungsprocess durch, wodurch sich allein die Hawaiische Awa-Wurzel von den Wurzeln des Macropiper methysticum anderer Länder unterscheiden soll. Anderwärts soll sie nämlich diese gährungsfähige Eigenschaft nicht besitzen, ganz so wie es mit dem mexikanischen Maguey der Fall ist. Diese Aloë-Sorte (Agave Americ. Lin.) gibt nur in ihrer Heimat einen gährungsfähigen Saft ab, aus welchem die Mexikaner ihren Pulque bereiten, worauf ich bei Gelegenheit zurückkommen will.

Die in Gährung übergegangene Awa-Flüssigkeit wird nun durchgeseiht und getrunken. Nicht nur Kanaker, auch Weisse haben sich gefunden, welche dieses Getränk jedem andern vorziehen und sogar deliciös nennen! De gustibus . . . .

Mischlinge, die für dieses Getränk noch immer besondere Vorliebe besitzen, sowie Eingeborene, die, von Jugend auf neben den Wohnstätten der Ansiedler auferzogen, manche bestialische Gewohnheit glücklich abgelegt haben, pflegen die Awa-Wurzel nicht zu kauen, sondern im Wasser gehörig maceriren zu lassen. Die auf diese Art zubereitete Flüssigkeit jedoch soll nach der Meinung der Fachkundigen nicht so lieblich schmecken und die gewünschte berauschende Wirkung nicht so schnell erfolgen.

Das so verschieden zubereitete Getränk sieht bräunlich aus, als ob Chocolade im Wasser aufgelöst worden wäre, hat einen faden, aber nicht unangenehmen Geschmack. Man fühlt ihre Wirkung nicht augenblicklich; auch kein Gefühl von Wärme durchströmt den Körper und belebt das Blut in den Adern, das Liebesfeuer wird nicht angefacht und die Phantasie bleibt in ihren Schranken gefesselt.

Dem Nichtgewohnten erregt dieses Getränk ein Gefühl von Ekel, gerade so als ob man laues Wasser trinken würde, — bei schwachem, heikligen Magen kann ein erstmaliger reichlicher Genuss sogar Erbrechen erregen. — ½ bis 1 Seitel ist die gewöhnliche Quantität, welche die Insulaner zu sich nehmen; habituelle Trinker vertilgen natürlich ein grösseres Quantum, bis der erwünschte Erfolg eintritt. Gewöhnlich nehmen es die Insulaner bei der Abendmahlzeit zu sich, und lassen die mit Awa gefüllte Cocus-

schale wacker die Runde machen. Allmälig, ohne jedoch das Bewusstsein zu verlieren, werden die Glieder matt, wie gelähmt; man fühlt sich gezwungen sich niederzulegen, das Auge starrt die herumliegenden Objecte an, ohne dass man sie fixiren, das Ohr hört die Laute, ohne dass man sie begreifen könnte. Alsbald verschwimmen die Gegenstände immer mehr und mehr, die Worte werden unklarer und allmälig bemächtigt sich des Trinkers ein tiefer Schlaf.

Es liegt auf der Hand, dass bei solcher narcotischen Eigenschaft Awa schon von jeher ein beliebtes Mittel war, um die Schmerzen zu bekämpfen, auch eifrig und mit Erfolg von den Kahuna's laau anempfohlen und verabfolgt wurde.

Nicht nur der gesunde Insulaner trinkt Awa, wie der Deutsche sein Bier, der Irländer seinen Whisky, um sich die täglichen Sorgen aus dem Kopf zu schlagen, bei dem betäubenden Getränk sich eine gemüthliche Stunde anzuthun, oder um sich wehmüthiger zu stimmen, verstorbene Freunde in ihren Melès (Gesänge) zu besingen, oder an die Erinnerung vergangener glücklicher Tage sich aufzuheitern, sondern er nimmt auch Awa zu sich, wenn er durch Krankheiten geplagt, die Nächte qualvoll durchwachen muss und seinen gepeinigten Gliedern Ruhe gönnen will. Er trinkt dann, um seine Schmerzen zu betäuben. Nach manchem mühevollen Marsche, bei Insulanern, wo ich übernachtete und auf echte Kanakerweise mein Mahl verzehrte, rohe Fische ass, mich lomi-lomi liess, . . . habe

auch ich so manche Awa-Tasse geleert, die gleich einem Zauber meine Sinne lähmte und mich dem Morpheus in die Arme warf.

Man spürt auf Awa keine Nachwirkung, der Kopf ist nicht eingenommen, der Magen nicht verdorben noch der Körper matt und geschwächt; man fühlt sich im Ganzen ziemlich wohl. Dieses Bene hat das Narcoticum, wie vielleicht kein zweites! „Aber keine Rose ohne Dornen.“ Habituelle Trinker, und zwar jene, die kein rechtes Mass in dem Genusse von Awa kennen, erliegen gewissen Krankkeiten des Aug-Apparates, besonders aber der Haut (siehe Abbildung Nr. 5). Freilich sind die Wirkungen weniger schrecklich wie bei Missbrauch im Opiumrauchen, aber immerhin bedeutend genug, um erwähnt zu werden.

Es tritt nämlich bei habituellen Awa-Trinkern ein exfoliativer Process der Haut ein, der sich mit wenigen Ausnahmen über die ganze Oberfläche des Körpers erstreckt. Hauptsächlich sind die Extremitäten davon angegriffen, wobei sich die Epidermis abschuppt, und ist im Beginne die Abstossung eine grössere als in späteren Stadien; das Auge nimmt einen glotzenden Ausdruck an; die Bindehaut ist injicirt. In exquisiten Fällen scheint das Auge sogar aus seiner Höhle förmlich heraustreten zu wollen und trägt die Bindehaut alle Charaktere einer chronischen Syndesmitis.

Wird auch jetzt mit dem Genusse dieses Getränkes nicht ausgesetzt, so verliert die Haut allmälig ihre Ela-

sticität, wird trocken, spröde, pergamentartig. Die Abschilferung der Schüppchen wird dann geringer und geringer, bis sie gänzlich sistirt ist und die atrophische Haut sich in Falten legt. Bei unserem Individuum ist merkwürdiger Weise das Auge verschont geblieben. Sonst tritt es gewöhnlich hervor und ahmt eine grössere Convexität der vorderen Trennungsfläche, eine förmliche Batthymorphie nach, ohne dass die Schärfe des Gesichtes wesentlich verändert würde. Immerhin bleibt unser Insulaner-Doctor ein schöner Fall einer Pityriasis universalis simplex.

In neuerer Zeit hat die Hawaiische Regierung dafür Sorge getragen, dass Kanakern, welche Kanka (oder Kahuna-laau's Aerzte) werden wollen, wenigstens die rohesten Begriffe über den Bau des menschlichen Körpers und über die Wirkung ihrer Lieblings-Medicinen, die sie anwenden, beigebracht werden. Das Beten und Krähen kann sie freilich nicht verhindern. Sowohl inländische als ausländische Aerzte sind nur dann zur Ausübung ihrer Praxis auf den Inseln befugt, wenn sie sich vom Gouvernement eine Licenz zuerst verschafft haben, deren Erwerbung eine Bagatelle kostet.

Apotheken nach unseren Begriffen gibt es nur in Honolulu, natürlich nur mit dem Allernöthigsten versehen und nur mit den erbärmlichsten unserer Dorf-Apotheken zu vergleichen. Dafür wird mehr für Parfum-Artikel gesorgt, denn die Insulanerin würde ihr letztes Kleid hergeben, um sich nur ein wohlriechendes Wasser anschaffen zu können.

Die wenigen ausländischen Aerzte, darunter drei deutsche, leben fast ohne Ausnahme in dem Hauptort Honolulu, da Fremde und fremde Fahrzeuge, so wie Wallfischfänger eben nur hier anzutreffen sind und eine Praxis in den übrigen Inseln sich nicht rentirt; dafür hausen Missionäre und Kahunas andernorts in keineswegs lobenswerther Rivalität und wirthschaften, dass Einem die Haare zu Berge stehen. Im Ganzen jedoch ist selbst in Honolulu die Stellung des Arztes, von financiellem Standpunkte aus betrachtet, gegenwärtig aus den im ersten Abschnitte dieses Buches schon erwähnten Gründen eben nicht besonders glänzend.

Früherer Zeit haben wohl manche im Verlauf weniger Jahre ein beträchtliches Vermögen zusammengerafft; so kehrte z. B. eben bei meiner Ankunft auf den Inseln ein amerikanischer Arzt mit einer Summe von über eine halbe Million Francs in seine Heimath zurück, die er sich in Honolulu erworben hatte. Natürlich war das meiste von Ausländern, hauptsächlich aber von Wallfischfängern hängen geblieben, die jedesmal nächst Brandy auch mit gehörig wohlgefüllten Medicamenten-Kisten auf eine Art beschenkt werden, dass nicht unbedeutende Sümmchen sowohl für die Schnaps- als für die Ricinus-Verkäufer zurückbleiben. Man kann sich daher denken, mit welcher Zuvorkommenheit Patienten vom Continent mit vollen Bronchien und Säcken empfangen werden!

Die Sandwichs-Insulaner. *)

„Tractu temporis convalescere non potest,
Quod initio temporis malum est."
Cat.

Es gab eine Zeit, wo auch die grosse Familie der Hindu-Chinesen — die Malayer — dem Impulse gewisser Naturgesetze folgend, die Wohnsitze ihrer Väter verliessen und sich in die Welt zerstreuten. Allmälig, aber beständig fortschreitend, wählten sie sich die Malayische Halbinsel, einige Inseln des Indischen Archipelagus bis nach Madagaskar hin, die Inseln des Pacifischen Oceans von Neu-Seeland bis zu der hoch nördlich gelegenen Sandwichs-Inselgruppe als ihre fernere Wohnstätte und liessen sich dort nieder. Die Glieder dieser grossen Familie zogen aus angeborener Liebe zum Meere — wesshalb sie auch uferbewohnendes Volk genannt werden — die Küste den dichten Wäldern, das vielbewegte Leben an dem Gestade der monotonen Existenz des oft undurchdringlichen Binnenlandes vor. Nur selten drangen sie in das Innere des neu-

*) Auch Kanakus oder Kanaker von Kana (Mann, Kanaka der Mann) genannt — Hawaii nei ist auch eine geläufige Benennung, welche die Leute unter sich gebrauchen.

betretenen Landes vor, welches hie und da von einer meist dunkleren, wilderen Race bewohnt war, wie z. B. Sumatra, Borneo u. a. m. Hier hätten vielleicht mühevolle Wanderungen, neue Schwierigkeiten und hartnäckige Kämpfe die Eindringlinge erwartet.

Ihrem abenteuerlichen Hang folgend zogen sie es eher vor, weiter hinaus in unbekannte Meere zu segeln, unbekannte Ufer and fern gelegene Inseln aufzusuchen und sie zu ihrem Domicil zu wählen; auf solche Weise gelangten sie allmälig im Verlauf der Zeiten auch auf unsere Inselgruppe herauf, höher im Norden gelegen.

Zufall oder Stürme mögen malayische Proas von Tahiti, von den Marquesas oder von den grösseren westlich gelegenen Inseln, ja vom westlichen Continente selbst dahingeschleudert haben. Zu diesen Strömungen der malayischen Race mögen sich auch andere vom benachbarten Amerika ebenfalls hinzugesellt haben, denn ausgemacht ist es, dass die Polynesier *) der Hawaiischen Inseln nicht den reinen perfecten Typus der hindu-chinesischen Familie besitzen, sondern unleugbare Mischungen bekunden.

Nicht nur auffallend verschiedene Nuancirungen der Haut, welche aber nie in das Gagatschwarze des Papua, des Asiaten oder in das grell ausgesprochene Gelb des Mongolen übergeht, sondern, wie es sich bei genauerer Beobachtung herausstellt, sogar die verschiedenen Cha-

*) Bewohner der verschiedenen Südsee-Inselgruppen.

raktere der Gesichtszüge und selbst der Gesichtsknochen scheinen auf manche Modificationen hinzudeuten, welche die ersten Bewohner dieser Inseln durch Kreuzung mit heterogenen Racen-Strömen erlitten haben. Verschlagene Fahrzeuge oder auch ein regelmässiger Verkehr mit fernen Gestaden mögen in jener dunklen Epoche die Veranlassungen zu einer solchen Kreuzung gegeben haben.

So traf, als ich noch auf den Inseln war, eines Tages die Nachricht in Honolulu ein, dass Schiffbrüchige, sechsunddreissig an Zahl, abgemagerte, gänzlich herabgekommene und ausgehungerte Individuen, die in Folge der überstandenen Leiden kaum zu gehen vermochten, in Hawaii auf einem elenden Boote gelandet wären.

Das amerikanische Schiff „Hornet"*) wurde nämlich nahe der peruvianischen Küste, man weiss nicht wie, von den Feuerflammen ergriffen und verzehrt. Alles an Bord, Matrosen und Passagiere, stürzte sich in die Boote. Einem davon gelang es, nicht ohne die mannigfachsten Gefahren in jener noch so wenig befahrenen See, nach 40tägigem Segeln und Rudern die Sandwichs-Inseln zu erreichen. (Natürlich beeilte sich ein Jeder, die Schiffbrüchigen zu unterstützen, wozu es bereits die höchste Zeit war, da sie seit zwei Tagen alles bis auf das letzte Stück Zwieback verzehrt und auch an Trinkwasser Mangel hatten.) — Vor ein paar Jahren ereignete sich derselbe Fall mit einem japanischen Junk. und erst nachdem das gebrech-

*) Siehe Monthl. magaz. 1867.

liche Fahrzeug über zwei Monate ein Spiel der Winde und Wellen gewesen war, landeten die Verschlagenen glücklich in Oahu.

Selbst Boote wurden aus Richtungen hergeschleudert, aus welchen dies weder Gegenwinde noch Gegenströmungen verursachen konnten. Eine Unzahl anderer ähnlicher Ereignisse, die in früheren Zeiten stattgefunden haben mögen, würden das oben Gesagte bekräftigen. Für uns genügt es, wenigstens annäherungsweise die Möglichkeit solcher Kreuzungen nachgewiesen zu haben und sie für unseren Fall zu würdigen. Der nahe Continent Amerika mag eine gute Quelle, die günstigen Passatwinde erwünschte Führer abgeben und Canoes mit Rothhäuten gefüllt dahin verschlagen haben. Aus Malayern und Rothhäuten mögen Mischlinge entstanden sein, deren Abkömmlinge noch heutzutage ihren gemischten Typus nicht verleugnen.

Die besonders auffallende Analogie der Hawaiischen mit der malayischen Sprache lassen eher einen Ursprung der Sandwichs-Polynesier aus der malayischen als aus der Hindu-Race zu. Die Verwandtschaft der Sprachen, die auf den Südsee-Inselgruppen gesprochen werden, ist nämlich so gross, dass Kanaker, die als Matrosen auf Wallfischschiffen oft Gelegenheit haben, in den verschiedenen Inseln des stillen Weltmeeres herumzukommen, obwohl sie nur der Sandwichs-Sprache mächtig sind, nach Verlauf weniger Tage als Dolmetscher verwendet werden. Die Sprachen der verschiedenen Südsee - Inselgruppen können gleichsam als Idiome

einer und derselben Muttersprache — der malayischen — betrachtet werden.

Die Ureinwohner Hawaii's kamen vom Süden und zunächst von Tahiti (Tahiti liegt beiläufig in demselben Breitegrade, aber in der südlichen Hemisphäre), was ähnliche physische und geistige Fähigkeiten, ähnliche Religionsprincipien mit den Tahitiern, mündliche Traditionen so wie Worte, derer sie in ihren melès (Gesängen) erwähnen, wo sie von „Tahuata" sprechen, höchst wahrscheinlich machen. Zweifelsohne hatten sie dann mit den Tahitiern langen Verkehr und machten sich als Stammverwandte häufige Besuche, welche übrigens in der Folge wegen der grossen Entfernung dieser Inseln von einander immer seltener geworden sein mögen — und zwar dürfte die Gefährlichkeit solcher Unternehmungen auf schwachen Fahrzeugen, das Verschollenbleiben vieler Abgereisten der Hauptgrund gewesen sein, dass die Communication allmälig unterbrochen und die Erinnerungen an den Nachbar mehr und mehr abgeschwächt und endlich ganz und gar verwischt wurde.

Traditionelle Sagen weisen mit Bestimmtheit auf einen gegenseitigen Verkehr beider Inselgruppen hin, und geben zugleich einen Fingerzeig, wie selbst in jenen dunklen Zeiten diese Völker trotz ihrer armseligen Kenntnisse doch einige rohe Begriffe von einer Seefahrt gehabt haben müssen; denn wie konnten sie sonst Seestrecken von tausenden von Meilen so regelmässig zurücklegen?

Halten wir die allgemeinen charakteristischen Züge der Sandwichs-Insulaner fest.

Statur etwas über Mittelgrösse,*) das Hinterhauptbein wenig gewölbt, bei einigen sogar ungewöhnlich flach, auch wenn es nicht durch Verbände in seiner frühesten Entwicklung gehemmt wurde (Abflachungen desselben gelten bei den Insulanern auch heutzutage für grosse Schönheiten). Das Stirnbein mit geringen Ausnahmen niedrig, Backenknochen und Unterkiefer nicht übermässig hervorragend. Die Haut variirt in ihren Nuancen von der braunen, braungelben, röthlich-braunen zur oliven-bronzfärbigen. Vorherrschend ist die braune und die oliven-bronzfärbige; nur hie und da sieht man einige mit intensiv dunkelbrauner Haut. Das Gagatschwarze der Neger kommt nicht vor. Durch das täglich oftmalige Baden ist die Haut bei den Insulanern ungemein rein gehalten. Die meisten reiben sich nebstdem mit Cocusöl ein, um dieselbe fein und schlüpfrig zu machen und den Körper vor gewissen Schädlichkeiten, Kälte und Schmutz zu schützen. Die Haare schlicht, lang, schwarz, nicht besonders dicht, bei einigen wenigen gekräuselt, aber darum nicht kurz; Bart spärlich und gleich wie bei den Chinesen auch hier wenig beliebt, welcher von Einigen sogar ausgerissen wird. Das Auge gross, etwas hervor-

*) Nur die Könige und Häuptlinge zeichnen sich, merkwürdig genug, durch einen prachtvollen athletischen Körperbau aus — der jetzige König hat die respectable Grösse von 6 Fuss und einigen Zollen.

tretend, von dichten Augenwimpern beschattet, besonders bei Mischlingen schön mandelförmig gebaut und ausdrucksvoll. Die Iris schwarz. Knapp an derselben ist die Bindehaut, bei den meisten stark injicirt (bloodshot, blutunterlaufen, sagen die Engländer) und verleiht dem Blicke einen gewissen bestialischen Ausdruck. Die Lippen unmerklich und nicht unangenehm aufgeworfen, was sinnliche Leidenschaft verräth, schliessen zwei prachtvolle Zahnreihen ein. Die Nase etwas voll um die Nasenlöcher und zeigt nie einen Einschnitt an der Spitze, wo sich die zwei Knorpeln vereinen. Hände und Füsse zierlich, wohlgebaut, bei den Meisten ausserordentlich klein. Der Brustkorb schön gewölbt, die Glieder und der ganze Körper überhaupt ebenmässig und wohlgeformt.

Man sieht bei diesen Leuten eben so selten einen jungen Greis, wie bei uns heutzutage einen ebenmässig gebauten, kräftigen jungen Mann. Die Nahrung dieser Leute, auf die, ich später zurückkommen will, trägt viel zur Fettsucht bei, der die Kanaker sehr geneigt scheinen. Ein Glück, dass dies nach ihren Begriffen von Schönheit den physischen Reiz nur erhöht. Häuptlingsfrauen zeichnen sich, wie ihre Männer durch einen athletischen Bau, so sie durch Fettleibigkeit aus.

Dass die Nahrung die Hauptursache davon ist, dafür scheinen genügende Thatsachen zu sprechen. — Entzog man ihnen ihre gewöhnlichen Speisen, wie dies bei Kanakerinnen, welche im Auslande an Capitäns u. s. w. verheiratet sind,

der Fall war, so verminderte sich augenfällig die Corpulenz, sie wurden „wi — wi“ (mager) zu nicht geringem Schrekken dieser Weiber, welche Fettleibigkeit als die grösste Zierde des menschlichen Daseins betrachten. Ich habe fettleibige Individuen gesehen mit einem so bedeutenden Körperumfange, dass sie manchen baierischen Bierbrauer beschämt haben würden.

Ausser der Nahrung mögen auch andere Momente, Stoffwechsel und Fettverbrauch beeinflussen. So sehen wir z. B. die Fettsucht mehr bei Weibern auftreten, auch wenn diese lange nicht ihre klimacterischen Jahre erreicht haben; wo also die Geschlechtsfunctionen noch nicht darniederliegen; — wahrscheinlich mögen hier eine ausserordentliche Ruhe des Geistes, Mangel jeder geistigen und körperlichen Aufregung dieser Fettsucht eher als Nebenursache zu Grunde liegen als Genuss sogenannter Respirationsmittel oder ein lymphatisches Temperament. Die Fettsucht tritt bei diesen Leuten nicht als partielle Umfangszunahme des Körpers, wie Vergrösserungen des Unterleibes in Folge von Fettabsetzungen daselbst oder einer Auftreibung des Magens und Darmcanales auf, sondern sie betrifft den ganzen Körper überhaupt — also keine „Monstre embonpoint“ auf den Sandwichs-Inseln. Manche jedoch werden so abnorm stark und dick, obwohl proportionirt, dass sie gleich den chinesischen Mamsellen einherwatscheln. Aber wie die himmlischen Schönheiten ihrer verstümmelten, verkrüppelten Füsse halber, so werden die Insulanerinnen ihrer Fettsucht wegen in grosser

Ehre gehalten. Ländlich sittlich. Natürlich trägt ein faules Leben das Seinige auch dazu bei. Daher finden wir hier bei der weiblichen Noblesse Fettsucht auch besonders stark vertreten. Abbildung 8 stellt zwei Häuptlingsfrauen vor, Abb. 9 Kamehameha V., König der Sandwichs-Inseln.

Die Insulaner sind wahrhaftig ausgezeichnete Schwimmer — Wasser ist ihr Element. Seit frühester Kindheit verleben sie den grössten Theil des Tages im Meere und scheinen sich nur zu entfernen, um Nahrungsmittel zu suchen. Zu den flachen Ufern hin, umgeben von Corallen-Riffen, die das Meer mit schäumenden Wellen überfluthet, ziehen Kinder- und Weiber, um in den gebrochenen Wellen zu plätschern und allerhand Spiel zu treiben. Mit einem kurzen Brette versehen, lassen sie sich oft von dem sich zurückziehenden Wasser mitreissen. Sie wissen hierauf geschickt den passenden Moment zu benützen, um sich auf den Kamm der nächstfolgenden landeinwärtsrollenden Woge zu schwingen und sammt dem Brette auf demselben zu erhalten. Pfeilschnell rasen sie dann mit ihr dem flachen sandigen Ufer zu. Ueberrascht bleibt man oft stehen und sieht diese leibhaften Wasser-Teufel auf dem weissen schäumenden Ungeheuer daherbrausen.

Hunderte solch' brauner Geschöpfe unterhalten sich auf diese Weise stunden- und stundenlang: selbst bei der Nacht, beim spärlichen Silberschein des Mondes ziehen sie dem Schlafe diese lustigen Wasserübungen vor; die Män-

ner hingegen rudern hinaus aus dem Bereiche der Brandung und versuchen ihr Glück im Fischfange.

Man hat merkwürdige Beispiele von ihrer amphibienartigen Natur. Ich will nur einige hier erzählen.

Vor nicht langer Zeit wurde ein schwaches, gebrechliches Küstenfahrzeug von einem starken Windstoss überrascht — und wurde alsbald eine Beute der Wellen. Das Land lag 22 englische Meilen entfernt, die nächste Insel war Lanai. Die Insulaner schwammen wacker Tag und Nacht, aber die Entfernung war allzugross und den Schwächeren begannen allmälig die Kräfte zu sinken, so dass Einer nach dem andern sank und unter der Oberfläche der blauen Fluthen verschwand. Einige erreichten jedoch schwimmend das Land, darunter eine Kanakerin. Ihr Mann war nahe dem Ufer diesen Anstrengungen schon erlegen, sie aber hielt den Erblassten noch fest bei den Haaren und schleppte die theure Bürde mit Gefahr ihres eigenen Lebens unter unsäglichen Anstrengungen an das Gestade.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Ein Capitän wollte sich einst von der Ausdauer und Gewandtheit im Schwimmen dieser Leute überzeugen und liess, um die Kanaker anzustacheln, einen unbrauchbaren ziemlich grossen Amboss in das Meer schleudern, mit dem Bemerken, dass Jene, welche ihn zu Lande fördern würden, in dessen Besitz gelangen können. Sogleich warfen sich einige Kanaker ins Meer. Das Wasser war wundervoll klar und von oben sah man deutlich, wie sie tief unten

am Grunde herumkrochen, das Eisenstück vor sich herrollten, bis sie es glücklich an's Ufer brachten.

So Mancher, der durch Fischen sein Leben fristet, wurde durch schlechtes Wetter fern vom Lande überrascht und sein Canoe umgestürzt. Den Meisten ist es aber gelungen, das Ufer schwimmend nicht nur glücklich zu erreichen, sondern selbst ihr kleines Fahrzeug zu retten.

Eine kleine Anekdote als Anhang. Als der Gouverneur von Kauai, ein Häuptling, einst nach Oahu zog, und sich mit wenigen Kanakern auf ein kleines Küstenfahrzeug begeben hatte, und die entfernten blauen Berge von Oahu — ihre Wegweiser — vom trüben Wetter plötzlich unsichtbar geworden waren, ereignete es sich, dass sie auf halbem Wege nicht wussten, wo sie waren. Es waren lauter Kanaker am Bord, von welchen keiner einen Dunst davon hatte, das Fahrzeug ohne jene Wegweiser zu lenken. Umsonst schärften sie ihre Blicke; der dichte Nebel raubte ihnen jede Aussicht und verschleierte vollkommen die Umrisse der fernen Ufer.

„Pelekia!" rief der Häuptling aus, Pelekia.*)

„Conticuere omnes, intentique ora tenebant."

„Hoi mai, hoi mai (zum Kukuk ihr sehet nirgends Land, so kehren wir zurück)!" rief erzürnt der Häuptling

---

*) Pelekia! ruft der Hawaiier aus, wenn er sich in was immer für einer Verlegenheit befindet. Hat er nichts zu essen, hat er kein Geld, stirbt ihm ein Anverwandter, ist er selbst krank oder am Sterbebette, so drückt er sein Elend durch dieses einzige Wort aus: Pelekia.

und donnerte nochmals obwohl vergebens an das Trommelfell seiner braunen Ruderer.

Aber die armen Kerle sahen auch Kauai nicht, wussten daher den Rückweg eben so wenig zu finden als den Weg vorwärts nach Honolulu, und irrten lange in fremden Wässern herum. Sie waren auf dem besten Wege nach Oregon, oder gleich den Schiffen Ulysses 10 Jahre in abenteuerlichen Gewässern herumzusegeln, wenn sie nicht glücklicherweise ein Wallfischschiff aus der traurigen Lage befreit und sammt und sonders nach den Hawaiischen Inseln wieder zurückgebracht hätte, wo sie mit einem herzlichen Aloha, wenn auch nicht ohne Ironie und zwerchfellerschütterndem Gelächter von ihren Landsleuten empfangen wurden — denn die Insulaner können auch boshaft und schadenfroh (selbst gegen ihre Häuptlinge) sein.

Man möchte dem Hawaiier eine gewisse Apathie für den Reiz, eine Art Phlegma für die Wechselfälle des Lebens zumuthen, wenn man ihn an seinem häuslichen Herde beobachtet. Dem aber ist nicht so und das wissen jene Ausländer am besten, die auf seine Einfachheit und Einfalt in Weltdingen speculiren. Importirte Luxusartikel und dergleichen, ohne die der Insulaner ebenso glücklich, wenn nicht glücklicher leben könnte, liegen unter den Augen der Einwohner in den Läden europäischer und chinesischer Ansiedler in Honolulu aufgespeichert käuflich da.

Durch Gefallsucht gelockt, legen sie ihre altherkömmliche alterthümliche Lebensweise ab und bieten alles auf, um in den Besitz derselben zu gelangen und so dem Weissen in jeder Beziehung ja alles nachzuäffen. So sehen wir die Insulaner an Feiertagen, wo sie es zur Schau tragen können, oder nahe an Ansiedlungen, z. B. wo sie sich bemerkt wissen, mit allerhand überflüssigen Dingen sich schmücken und mit europäischen Kleidern belastet einherstolziren. Sie fangen an, den letzten Pfennig aufzuopfern, um in den Strassen paradiren zu können; wofür sie in ihrem armseligen Hause, ihrer elenden Hütte nur zu oft darben und am Hungertuche nagen müssen. Tout comme chez nous! wo man mit rauschenden Seidenkleidern, Equipagen und Pferden die Welt blendet, in Wirklichkeit jedoch oft in Hader, ewigem Streit und bitterer Sorge eine kummervolle Existenz fristet. —

Dies ist übrigens bei unseren Insulanern nur der Anfang dieser elenden Komödie und Coketterie. Sie haben sich noch nicht recht hineingearbeitet! Denn kaum kommen sie nach Hause, so wird schnell alles ausgezogen und auf einen Haufen geworfen, um frei und nackt sich's so viel wie möglich bequem zu machen und von dem erlittenen Zwange gehörig auszuschnaufen. Aber mit der Zeit wird die Putzsucht gewiss auch hier, zum Verderben ihrer Anhänger, tiefere Wurzel fassen.

Selbst der jetzige König Kamehameha V., der sich, wie erwähnt, die Welt doch etwas angesehen, und als Prinz eine erträglich europäische Erziehung genossen hat, ist froh, wenn er sich den Augen der Weissen entziehen kann, um seinem Tivoli, einer bequemen grossen Strohhütte, drei Viertelstunden von Honolulu entfernt, am Gestade gelegen, ungeschoren und im beneidenswerthen Negligé seine Kanaker-Mahlzeit zu geniessen, so dass man glauben könnte, jemanden zu sehen, der sich eben die Schwimmhosen anzog, um sich zu baden. In diesem Costume trabt er stundenlang in der Veranda seines hölzernen Tivoli, wie ein gefangener ergrimmter Bär herum. Kanakerinnen, welche an Weisse verheiratet sind, Häuptlingsfrauen, schnüren ihr Kleid nach europäischer Weise, die übrigen tragen es ganz lose auf dem blossen Leib, wie Abbildung 10 zeigt. Die ganz Armen ziehen, hauptsächlich wenn sie in ihren Hütten sind, noch immer wie einst ihre Kihei' an, einen Mantel aus der Rinde des Papier-Maulbeerbaumes verfertigt;*) laufen auch nackt einher, wenn sie ihren häuslichen Beschäftigungen nachgehen, und scheinen sich dabei am behaglichsten zu befinden.

Es nimmt sich zwar schön aus, wenn Einzelne nach Honolulu kommen, sich die Leute beschauen, ihrem eng-

*) Wird später ausführlicher beschrieben.

lischen Kauderwälsch ein wenig zuhören, dann aber den grossen Fortschritt der Kanaker in die Welt hinaus posaunen, nachdem sie vom Schiff aus oder von irgend einer Holzvilla eines befreundeten Ansiedlers den Einwohner studirt oder gar während einer halbstündigen Partie im Inneren über dessen geistige und physische Eigenschaften gegrübelt haben, — besser ist es aber, der Sache tiefer auf den Grund zu gehen, und die Wahrheit genauer zu sondiren.

Es ist nicht alles Gold, was glänzt. —

Wenn je ein Wilder, so war der Insulaner der Hawaiischen Inseln mit seinem gutmüthigen, ergebenen, leichtgläubigen Gemüth geeignet, ein anhänglicher aufrichtiger Freund der Bleichgesichter zu werden. Man hat aber seine Güte, wie man es mit den Wilden anderer Erdstriche gethan, auch hier missbraucht, und seine Ignoranz in Weltdingen benützt, um sich die Säcke gehörig zu füllen.

Die Kanaker sind so dumm nicht und vergessen keineswegs die Art und Weise, wie man ihnen den Braten vor dem Munde fortwährend wegschnappt.

Was konnten sie aber thun, wie sich wehren, wenn man mit gezogenen Kanonen an ihren Ufern, vor ihren Hütten sie zu allem Möglichen zwang.

Sie waren ohnmächtig und schwach, mussten dem Stärkeren nachgeben und wurden späterhin zu allem gebraucht, wozu man sie eben haben wollte, was auch einige weisse Schlauköpfe, welche sich allmälig die besten

und einträglichsten Regierungsplätze sicherten und sich zu Staats-, Finanz- und sonstigen Ministerposten emporschwangen, gehörig auszubeuten verstanden.

Es soll hier in Kurzem über Religion und Religionsgebräuche früherer Zeiten, denen übrigens die alten Insulaner noch immer treu bleiben, Erwähnung gethan werden. Selbst jetzt, wo ein halb Dutzend verschiedener Missionen diese 60,000 Insulaner bekehrt haben wollen, würde ich mit meiner Behauptung nicht zu weit gehen, dass die meisten, besonders aber ältere Insulaner, die ihnen zwangsweise aufgebürdete christliche Lehre nur pro forma bekennen, dagegen an der Religion ihrer Väter desto mehr — abergläubisch wie sie sind — mit Leib und Seele hängen. Freilich wird es nicht lange dauern, und auch diese kleine Schaar Vollblut-Kanaker wird gänzlich verschwinden, und die Bekehrung wirklich eine vollendete sein.

Sie sind schlau und politisch in ihrer Denkungsweise: da sie sehen, dass das Sträuben nichts nützt, so wollen sie Frieden mit Allen haben und sich mit Niemanden verfeinden. Neben dem Gott der Weissen, den sie uns aufgebürdet haben, denken sie sich, haben auch unsere Platz. So gibt es kaum einen Vollblut-Kanaker, der nicht Hunden und Eidechsen mit einer göttlichen Verehrung huldigt, und den festen Glauben in sich trägt, dass etwas Heiliges

in diesen Thieren, besonders in der Eidechse hause. Die Eidechsen, behaupten sie, sind die Nahrung der Verstorbenen. Sie dürfen nicht belästigt, nicht angetastet werden, — sie sind heilig (tabu).

Merkwürdig genug, weiss auch hier die Sage von einer allgemeinen Fluth zu sprechen: Das Merr trat heraus, überschwemmte alles, Wenigen nur gelang es auf dem hohen Berge Haliakala (11.000 Fuss hoch) in Maui, dem Hawaiischen Parnass, Rettung zu finden, von wo sie dann, gleich Deukalion und Pyrrha, das Land wieder bevölkerten.

Hat ein und dieselbe Sage, wie sie allen alten Völkern, den Juden, Griechen, Chaldäern, den meisten Asiaten etc. gemein ist, bei einer einzigen Menschenrace traditionell sich erhalten, und durch die Auswanderungen der grossen Familien derselben nach allen Himmelsgegenden hin sich verbreitet oder entstand diese Sage, unabhängig von fremden Einflüssen, bei einem jeden dieser Völker, die damals allenthalben den Erdball bewohnten.

Ueberall hören und finden wir, dass die höchsten Gipfel der Gebirge durch die Fluthen, welche zu verschiedenen Zeiten*) die Erdstriche überschwemmten, verschont

*) Man will berechnet haben, dass den Naturgesetzen zufolge eine Sündfluth zu gleicher Zeit auf der ganzen Erde nicht stattfinden konnte, da dazu ein 40jähriger Regen nothwendig gewesen wäre.

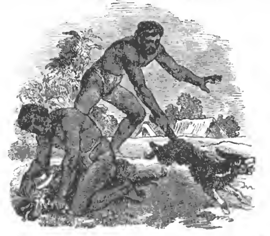
blieben, und dass es Einigen gelang, sich bei Zeiten noch zu retten und späterhin nach ihren Typen sich fortzupflanzen. . . . . .

Die Hawaiier, gleich den alten Griechen und Römern, waren erfinderisch in der Benennung ihrer Götter. Jedes Ding, jedes Thier, gross oder gefährlich, wie Haifische, Wallfische u. s. w., waren für sie Gottheiten, sobald sie nur Furcht oder Schrecken einzujagen im Stande waren. Sie hatten und haben noch immer eine heilige Scheu vor grossen Bergen, vor Vulkanen, wie sie auch den grössten erloschenen Vulkan in Maui in ihrer Einfalt „Haliakala," das Haus der Sonne nannten. Gleich den Römern hatten sie ihre Penaten, ihren Kriegs-, ihren Friedensgott, einen Gott für die Ernte, einen für die Jahreszeiten, für die Winde u s. w.

Unsere Abbildung Nr. 13 zeigt einen Fischgott, den man in Oahu zur Zeit meines Aufenthaltes beim Umgraben eines Taro-Ankers gefunden hatte. Das hölzerne Götzenbild wurde sofort photographirt. Einige alte Weiber, die beim Ausgraben anwesend waren, schätzten sich überglücklich, einen ihrer verloren gedachten Götter wieder gefunden zu haben und schrien Aloha aus voller Kehle. Ihre Gottheiten, mit steinernen Werkzeugen aus Holz geschnitzt, sind meist mit aufgesperrtem Munde, mit heraushängender Zunge dargestellt, — eine Geberde, die jedem Kanaker eigen ist, will er etwas verneinend oder verächtlich bezeichnen. (Statt einer bejahenden Antwort



Nr. 13. Der vor kurzem aufgefundene Hawaiischer Fischgott.



Nr. 14. Insulaner fangen Hunde ein, um davon ihr Mahl zu bereiten.

heben oder zucken sie einfach die Augenwimpern uud Augenbrauen empor.)

Ihr populärster Gott war „Lono“, die gefürchtetste der Gottheiten „Pele“, — wie erwähnt ein Lavapfuhl am östlichen Abhange Mauna Loa's in Hawaii. „Lono“ war einst ein mächtiger Hawaiischer König. Nachdem er sein Weib ermordet und seine Unterthanen auf jede mögliche Weise gepeinigt hatte, zog er auf einem Canoe von dannen und kam nie wieder. Dennoch wurde er mit der Zeit vergöttert und ihm zu Ehren jährliche Spiele veranstaltet. Als Cook auf den Inseln ankam, hielt man ihn für den längst verschollenen „Lono“ und erwies ihm göttliche Ehren. Dies schien dem braven Seefahrer ausserordentlich zu gefallen. Nun, wenn ein „von“ schon Manchem den Kopf verrückt macht, so wird man es doch dem Cook auch verzeihen, wenn er bei dem Epitheton „Gott Lono“ in Wonne schwebte und so kopflos und ohne allen Takt vorzugehen begann, dass ihm die Insulaner endlich den Garaus gaben.

Uebrigens gibt es in der Hawaiischen Mythologie wenig, was für uns Interesse haben könnte. Jeder Insulaner machte sich seinen Gott nach seiner Willkür, nach seinem Ideale, war er diesem zürnend, warf er ihn weg und schuf sich einen andern, sofern es ihm gefiel. Oft wurde dieser Gott von einem aufgebrachten Kanaker so durchgeprügelt, dass die Splitter vom Holzklotz nach allen Richtungen flogen.

Jede Insel hatte ihre prädominirenden Gottheiten; zahlreiche Tempel wurden an hervorragenden Plätzen ihnen zu Ehren errichtet. Ihre Götter waren grösstentheils menschlichen Ursprunges. Für jene, welche an Namen ein Vergnügen finden, will ich einige hier erwähnen. Männliche Gottheiten: Lono, Kaue, Kealoewa; weibliche Gottheiten: Pele, Papa, Hukoku, Kihu, Kahawahine. Die meisten davon wählten sich als Wohnsitze Vulkane. Kleine Reisen, welche die Gottheiten zu machen gedachten, waren immer von Erdbeben, Eruptionen und Unglücksfüllen begleitet. Um die capriciöse Pele in guter Laune zu erhalten, warf man oft lebende Schweine und Hunde in den brennenden Schlund hinein. Bei uns verkauft man Schweine und Hunde, wenn man welche besitzt, um silberne Hände, Füsse, Köpfe und Töpfe zu kaufen und die Altäre zu schmücken, dort um sie in unveräusserter Gestalt zu opfern. Sie hatten auch einen Centaurus, der endlich, von der Pele unterjocht, sich in's Meer flüchtete.

Der hebräischen Dämonologie nicht unähnlich, dachten sie sich zwei Seelen in einem Körper, die, von der irdischen Hülle nur in gewissen Dingen abhängig, die Beherrscherinnen desselben waren. Die eine Seele war vom Körper unzertrennlich; die andere, dachten sie sich, könne nach dem Tode auf die Oberfläche der Erde wieder zurückgeschickt werden, um ihren Verwandten Botschaften zu überbringen. Solche Botschaften wurden auf geheim-

nissvollem Wege durch Vermittlung der Priester, dem Lebenden mitgetheilt, wie es mit dem griechischen Orakel der Fall war. Kein Paradies, keine Hoffnungen auf ein besseres Jenseits versüssten ihnen diesseits schon das Bittere des Lebens. Ihre religiösen Principien, ihre Strafen fussten auf Panik und und irdischen Leiden.

Sie waren keine Sadducäer. Die Seele, behaupten sie, wandere nach den finstern Regionen der Nacht und verbleibe dort, mit Ausnahme jener Botschaften an die Lebendigen, für Ewigkeiten. Die Sadducäer aber verleugneten die Unsterblichkeit, was, wie wir gesehen haben, bei den alten Hawaiiern nicht der Fall war. Dass der Priesterstand — die intelligentere Classe der Hawaiier — Nutzen aus der Einfalt der Insulaner zu ziehen wusste, versteht sich von selbst. War es bei uns in den finsteren Zeiten des Alterthums, des Mittelalters, ja ist es jetzt überhaupt anders?

Hier wie dort haben Hexerei und Magie das ihrige geleistet. Hier wie dort hat man mit allem möglichen Hokuspokus aus der Ignoranz der Leute goldenen Profit gezogen. Nur waren die Hawaiischen Priester mässig und human in ihren Forderungen. Statt Geld und Edelsteinen verlangten sie nur ein junges fettes Schwein, statt schwerer Opfer vielleicht nur einen Hund oder einiges Geflügel für ihre Cabalen; sie begnügten sich eben mit Wenigem; „medium tenuere beati.“ Wie die alten Magier, so wurden auch sie zu allen schwierigen Fällen, zu allen räthselhaf-

ten Angelegenheiten und Problemen gerufen, um dieselben zu deuten.

Ihre Tempel hiessen „Heiaus“ und waren meist auf Hügeln nahe am Gestade des Meeres erbaut. Priestern und Häuptlingen allein war es gestattet, innerhalb derselben zu wohnen. Ich habe in Kawaihae einen aus Stein gesehen, derselbe ist von einer ebenso simplen als eigenthümlichen Bauart; er besteht nämlich aus nichts anderem, als einer 24 Fuss dicken, 100 Fuss langen und 6 bis 18 Fuss hohen massiven Mauer, welche an dem einen Ende einen winzigen hohlen Raum enthält. Das ist der ganze Tempel. Als das Werk unter Kamehameha I. vollendet war, wurden bei zwölf Kanaker zur Einweihung geopfert. Diese mächtige Ruine wird lange noch den Unbilden der Zeit trotzen. Im Innern derselben war der hohe Priester, der gleich den Sybillen den vermeintlichen Willen der Götter nach Belieben deutete, und wie es von jeher geschah, den Armen ausplünderte, den Schwachen unterdrückte und die Partei des Stärkeren nahm, wofür er selbstverständlich wieder fette Bissen bekam. Seine Auslegungen klangen nach dem : Ibis redibis . . . . In diesem Heiaus brachten die Priester stundenlang ihre Zeit im Beten zu, und opferten den Göttern. Weibern war während dieser Zeit der Eintritt verboten; das Sprechen zwischen Mann und Weib wurde sogar mit dem Tode bestraft.

Bei dem Tode eines Häuptlings oder bei besonderen Gelegenheiten mussten Menschenopfer gebracht werden,

und es waren eigene Leute dazu bestimmt, herumirrende Kanaker zu diesem Zwecke festzunehmen. Diese Einrichtung nannte man M u. Noch heutzutage erhält sich unter den Leuten die Furcht vor dem M u. Hier ein Beispiel: Als Victoria Kamamalu Kaahumanu im Sommer 1866 starb, fürchteten sich viele Kanaker, des Abends allein im Freien zu sein. Um die Ursache befragt, antworteten sie mir: Mu, Mu Pelekia! — Man hatte Leute in Verdacht, welche vom König und seinen Priestern beauftragt, Menschenopfer suchten. Man sagte, sie wären mit Schlingen versehen, um den Fussgeher unversehens zu fangen und ihn an den bestimmten Ort zum blutigen Altare zu schleppen.

Freilich ereignen sich heutzutage gewiss keine solchen Fälle mehr auf den Inseln, obwohl man den Vorurtheilen und Aberglauben der Insulaner nicht gar zu viel trauen darf; sie sind zu allem bereit, um jenen zu fröhnen; ich will dieses nur hier erwähnen zum Beweis, was Alles die Insulaner von ihrem Könige und ihren Priestern noch heutzutage erwarten. Bei der ausserordentlich kleinen Zahl der Insulaner und der Anzahl verlangter Menschenopfer waren sie um kein Haar besser als die aztekischen Könige, die ihre Mitmenschen zu Tausenden auf den Altären des Aberglaubens hinschlachten liessen.

Nächst den Tempeln sind ihre Zufluchtsstätten Pahonua's erwähnenswerth. Gleich denen der Alten waren die Pahonua's heilig gehaltene Stätten. Innerhalb

deren Umzäunung waren Flüchtlinge, Verbrecher und Mörder vor Verfolgung sicher. Der Sieger durfte die Schwelle nicht übertreten, der verfolgende Feind musste vor der Pforte halten. Die Pahonua's standen unter dem Schutze der Göttin Keave und hatten ziemlich mit den Zufluchtsstätten der Israeliten Analogie. In jenen dunklen Zeiten waren sie dem Hawaiischen Volke gleichwie einst den Alten ein Bedürfniss, um den entsetzlichen Folgen der blutigen, grausamen Kriege und der Willkür des Mächtigen und Despoten zu steuern.

Ueberblickt man das Gesagte, so wird man die Aehnlichkeit einzelner religiöser Gebräuche und Anschauungen der Hawaiier mit denen der classischen Völker des Alterthums und vieler Asiaten nicht verkennen. Man wird staunen und sich unwillkürlich die Frage stellen, woher diese merkwürdige Analogie der Ideen diese Uebereinstimmung der Handlungen bei Menschenracen, die, Tausende von Meilen nie durchschiffter Meere getrennt, von einer gegenseitigen Existenz niemals eine Ahnung haben konnten?

Zu erwähnen bleibt uns noch des räthselhaften „tabu", welches allenthalben auf den Inseln des stillen Oceans gebräuchlich war und ist. Nicht leicht kann man sich die Zauberkraft vorstellen, welche dieses Wort auf die Gemüther der Insulaner auszuüben im Stande war.

Das Wort tabu bezeichnet die Unantastbarkeit von Sachen — die Heiligkeit lebender Wesen. Gewisse Orte,

gewisse Personen waren „t a b u“ — unbetretbar und heilig — Häuptlinge nannten sich „tabu“, um ihre göttliche Abstammung zu bezeichnen. Gewisse Jahreszeiten, gewisse Nahrungen und Dinge waren ebenfalls „tabu.“ Wehe demjenigen, der sich angemasst hätte, das „tabu“ zu brechen! Er war des Todes unvermeidlich, wurde entweder verbrannt, erdrosselt oder ertränkt.

In jenen Tagen oder Jahreszeiten, welche wegen gewisser Ceremonien „t a b u“ waren, wurden die Arbeiten unterlassen und die „tabu“-Gebote sehr strenge beobachtet. Dörfer sahen öde und wie ausgestorben aus; niemand durfte sich rühren; Hunden wurde sogar das Maul, um das Bellen, dem Hahne der Kopf verbunden, um das Krähen zu verhüten, das Geflügel unter Kalabassen (Kürbissflaschen) gesteckt. Nur Priester und Häuptlinge durften sich öffentlich zeigen. Die „tabu“-Zeiten wurden dem Volke durch eigene Herolde bekannt gegeben. Das Wort ist heutzutage zwar nicht ausgestorben, hat aber seine alte Kraft verloren. Man gebraucht es nach Willkür. Will ein Insulaner, dass man sein Haus, seinen Acker nicht betrete, Einfriedungen nicht überschreite, gewisse Gegenstände nicht berühre, so sagt er, sie seien „tabu“ d. h. verboten, und steckt gewisse Zeichen auf, meistens kleine weisse Fahnen, welche die Leute als „tabu“-Zeichen alsbald anerkennen, und solche Plätze gewöhnlich auch wirklich verschonen.

Und wie steht es heutzutage mit ihrer Religion? Wir wollen dahin gestellt sein lassen, inwiefern die Insulaner die ihnen zwangsweise aufgedrungene Lehre erfasst und ihrem früheren Glauben entsagt haben oder nicht. Ich möchte Jedermann selbst beurtheilen lassen, welchen Fortschritt diese kaum der Barbarei und Wildheit entrissenen Insulaner — ein paar Tausend jetzt an der Zahl — machen konnten, wenn er vernimmt, wie sie in den letzten drei Decennien von ganzen Schwärmen Vertretern Christi aller möglichen Confessionen fort und fort überschwemmt, wie förmliche Proselyten-Jagden auf sie unternommen wurden; wenn er hört, wie diese Männer Gottes im ewigen Kampfe über die Auslegung der Worte unseres erhabenen Meisters die heftigsten Anatheme, die niedrigsten Schimpfausdrücke sich „coram populo“ gegenseitig in's Gesicht schleudern? —

Welchen Eindruck mag es auf die Kanaker machen welchen Begriff mögen sie von ihren Lehrern und welchen von deren Religion erlangen, wenn sie dieses Treiben vor Augen haben und Zeugen werden, wie die Missionäre unter allerlei Vorwänden und mit allen Mitteln die Neubekehrten sich zu entreissen, sie mit allerlei Lockungen oder selbst mit Gewalt an sich zu fesseln trachten, jene aber verfolgen, die entweder nicht Protestanten, Episcopale etc. werden oder bleiben wollen. Dann welch' Beispiel geben ihnen ihre eigenen Häuptlinge und Regenten, wenn dieselben das Religions-Bekenntniss nur deswegen fortwährend ändern, weil sie als leicht zu überredende Renegaten

durch solchen Wechsel materielle Vortheile zu erlangen hoffen? . . . .

Sei es durch die importirten Krankheiten, wie sie früher besprochen wurden, sei es durch den Contact einer energischeren Race oder aus andern uns unbekannten Ursachen und Gründen, wir sehen auch hier, gleichwie auf dem amerikanischen Continente überhaupt, die Ureinwohner vor den weissen Eindringlingen immer mehr zurückweichen, sie aus ihren Wohnsitzen verdrängt und ihrem gänzlichen Aussterben entgegengehen. Auch die Zahl der Sandwichs-Insulaner wird täglich geringer. Heutzutage, nach dem neuesten Census sollen die Insulaner kaum mehr 60.000 Seelen zählen, während zu Vankonvers und Cooks Zeiten über 200.000, ja wie man sagt, bei 300.000 gelebt haben. Eine gewaltige Decimirung in kaum 80 Jahren!! Um nun diese wenigen Kanaker zu bekehren, kamen Missionäre von allen Erdtheilen, wie die Heuschrecken herübergewandert.

Zuerst die Protestanten (1820) und Presbyterianer etc., welche der Neuheit der Sache wegen viel Glück hatten und von dem Insulaner-König in ihrem Vorhaben unterstützt wurden. Häuptlinge und Kanaker mussten dem Beispiele der königlichen Familie folgen und sammt und sonders, ob sie wollten oder nicht, Protestanten, Presbyterianer oder Lutheraner werden. Freilich war dies kein leichtes Unterfangen, denn ohne einen Bürgerkrieg ging es nicht ab. Nicht lange und es schmuggelten sich

(1827) die römisch-katholischen Missionäre ein; La société de Sacre Coeur (à Paris*) sendete ihre Vertreter dahin. Natürlich erfolgte ein Parteikampf, hartnäckig und bitter, ein Kampf auf Leben und Tod.

Leidenschaften und Fanatismus, einmal angefacht, kommen nicht so leicht wieder zur Ruhe. Katholische Priester wurden heimlich auf's Land gesetzt, später wieder öffentlich vertrieben, bis sie endlich unter dem Schutze französischer Kanonen, nach manigfachem Wechsel von Glück und Unglück, fest auftraten und sich fortan permanent auf den Inseln aufhalten durften.

Katholische Missionäre sind von jeher in der Bekehrung ihrer Leute glücklich. In Japan und China haben die Jesuiten in wenigen Decennien mehr gethan, als alle übrigen Missionen in Jahrhunderten zu thun vermochten. Der Katholicismus ist dem Fassungsvermögen dieser Völker zugänglicher, als alle anderen Glaubenslehren, denn er versinnlicht dem kindlichen Geiste die Glaubenssätze weit greifbarer als die Lehren der Protestanten, Presby-

*) Diese Mission sendet ihre Mitglieder nach den Südsee-Inseln, sowie es die Boston-Mission auch thut, nur mit dem kleinen Unterschiede, dass die genannte Société ihre Missionäre erst dann nach den Südsee-Inseln zu senden begann, nachdem die Insulaner von der Boston-Mission bereits ihrer ersten Wildheit entrissen waren, d. h. nachdem die Hauptarbeit gethan war. Nur pfiffig sein!

terianer u. s. w., welche einen gebildeteren Geist voraussetzen.

Auf den Inseln fand sich demnach auch für sie Platz und ein ziemlich fruchtbarer Boden in der Geduld und im Aberglauben der Einwohner. Da sie mit ihren wenigen Mitteln nicht genügend Missionsschulen errichten konnten, um das junge Volk an sich zu fesseln, folgten sie Don Basilio's Takte und pian piano, pian pianino näherten sie sich ihrem schwer erreichbaren Ziele unter allerlei Entbehrungen, so ausdauernd, bis es allmälig erreicht war. Sie hatten zwar harte Zeiten, wurden von Häuptlingen und Kanakern, die von ihren protestantischen Seelsorgern dazu angespornt wurden, mit Füssen getreten, aber darbend krochen sie weiter, errangen endlich auch einen scheinbaren Sieg, und haben jetzt sogar in Honolulu eine steinerne Kirche gebaut.

Wie die Protestanten vor ihnen durch besondere Kniffe, wussten auch sie durch Verleihung von Segen, durch Takt und Klugheit Geld zu erpressen und haben massenhaft Kirchen errichtet. Durch welches Geld? Durch das der ohnehin elenden und später ganz verarmten Insulaner, welche jetzt kaum das Taro bebauen können, da ihnen das ganze Land weggenommen wurde. Denn das Geld, was die genannte Société d. S. C *) schickt, sagte

*) Ungleich andern katholischen Missionen unterstützt diese ihre Mitglieder mit kleinen halbjährigen Zuschüssen.

mir ein Priester einst, würde kaum das Leben zweier Menschen fristen, wenn sie sich auch blos mit Hundefleisch ernähren möchten.

Aber wie mochte sich der einfältige Insulaner in diesem Chaos zurecht finden? Hier hört er diese Lehre als die einzige, unfehlbare preisen, dort wiederum einen anderen Missionär eben dieselbe als eine elende Betrügerei schmähen und verunglimpfen. Beide sieht er mit Eifer sprechen, Gott zum Zeugen anrufen und jeden verdammen, der nicht zu ihren Anhängern zählt. Es ist schon dagewesen, dass solche Fanatiker sich auch boxirten. — Was mussten sich die Insulaner, was jeder vernünftige Mensch denken?

Neue Eindringlinge, unerwartete Bekehrer tauchten bald wieder auf. „Fra due litiganti il terzo gode.“ Wie aus den Wolken kam nämlich nicht lange hernach die Truppe der Reformatoren — die Episcopalen — auch noch daher. Diese kümmerten sich weniger um den Plebs, als um die Glieder der königlichen Familie und der Häuptlinge, die übrigen sollten wie die Insekten in das Gewebe der Spinne von selbst kommen. Das englische Gouvernement hatte den Wunsch ausgedrückt, dass man diese Mission unterstütze, wass konnte die ohnmächtige Hawaiische Regierung, was Kamehameha thun? Die Unabhängigkeit der Inseln war freilich seit 1844 durch Amerika, Frankreich etc. garantirt und man hätte wohl wie in vielen anderen Fällen auch in diesem unbeeinflusst handeln können, aber den Engländern zu Lieb wollte man etwas thun.

Und so wurde Kamehameha ein Episcopaler*), nachdem er früher ein Protestant war. Mit ihm bekehrten sich die Häuptlinge und Insulaner schaarenweise zur neuen Lehre. Endlich hatte die Honolulu-Loge auch das Ihrige in Bewegung gesetzt, um schlauerweise den Kamehameha ebenfalls auf ihre Seite zu ziehen, welchen sie auch später zum „Master-Mason" erhob! Was will man noch mehr von einem Kanaker? Parbleu! Man könnte das Ganze von der humoristischen Seite nehmen, wenn nicht solche Possen von so traurigen Folgen begleitet wären.

Der Fremde, der dahin wandelt, kann nicht genug die Anzahl Kapellen und Kirchen anstaunen, die er allenthalben, wo immer auf den Inseln er herumreist und wohin immer er seine Augen richtet, vorfindet. Es dünkt ihm als ob er in den Strassen Roms oder auf den Landstrassen Tirols herumführe, wo hölzerne und steinerne Crucifixe und Märtyrersäulen ohne Zahl den Wanderer an das Jenseits gemahnen. Die meisten stehen zerfallen und verlassen da; ringsherum sind die Indianer ausgestorben, Viele durch Noth und Elend eben umgekommen, nachdem

*) Queen Emma, die Gemalin Kamehameha's IV., hatte im Jahre 1866 eine Reise nach England angetreten, eine Art Wallfahrt nach London — um sich Geld zum Aufbauen einer reformirten Kirche zusammenzubetteln, und brachte richtig 50.000 Dollars glücklich nach Hawaii. Bei ihrer Rückkehr jedoch machten sich einige ihrer braunen Begleiter, die weniger enthusiasmirt für ihre Sachen waren, aus dem Staube, und sollen sich jetzt unter ihren Stammverwandten in Neu-Seeland glücklich befinden.

sie ihr letztes Schärflein zum Bau eines Thurmes beitragen mussten, dessen Glocke nicht einmal in ihrer Todesstunde läuten sollte, zur Errichtung einer Kirche, in welcher ihnen gelehrt wurde, was sie nie glaubten . . . . Fledermäuse flattern und hausen nun im Innern dieser Stätten, unbelästigt kriechen Eidechsen herum. „Saxa loquntur . . . Finis coronat opus!“

Die Inseln sind in letzterer Zeit sogar mit einem Mormonen-Bischof beglückt worden. Er hatte in früherer Zeit viel Malheur mit der holländischen Regierung, die ihn für einen Aufwiegler hielt, von Sumatra vertrieb und was das Aergste war, seinen Shooner und Alles wegnahm. Später ging er nach Amerika, seine Heimat, zurück, wurde Mormone, zeichnete sich, wie es schien, brav aus, denn er kam als Mormonen-Bischof vielleicht mit einer geheimen Sendung nach Hawaii hinüber, um seine alten Tage daselbst zu beschliessen.

Die Yankees lassen die Mormonen nicht ruhen. — Letzere mussten schon Ende vorigen Jahrhunderts den in riesigen Schlangenwindungen dahin fluthenden Mississippi, an dessen bewaldeten Ufern sie ihre Wohnstätten hatten, verlassen und in die Steppen der Provinz Utah, hoch im Norden, zwischen wilde Indianerstämme sich flüchten, wo sie ungeschoren zu leben hofften. Sie erzogen anfangs die Kinder der Indianer, um mit den Indianerstämmen in Ruhe zu leben, und nahmen auch an Zahl rasch zu. Da fällt es dem Yankee ein, die Eisenbahn-Linie New-York-St. Fran-

cisco gerade durch U t a h zu ziehen, um ihnen wieder einen Wink zu geben, dass sie im Lande überflüssig wären. Was wird dem Mormonen, will er Mormone bleiben, wohl am Ende noch übrig bleiben, als sammt Weibern und Propheten auszuwandern? Wohin? Auf die Hawaiischen Inseln. Warum sollte da nicht Platz für ihn sein, nachdem die Insulaner ohnehin absterben und die Hawaiische Regierung sich vergebens um Colonisten umsieht, vergebens nach Indien, China, Amerika und jetzt sogar nach Deutschland Agenten sendet, um Auswanderer zu suchen. Mr. G., der Mormonen-Bischof, sollte das Terrain sondiren, und aller Wahrscheinlichkeit nach die nöthigen Vorkehrungen für seine Landsleute treffen. Missionäre und Regierung werden sich Anfangs freilich dagegen sträuben, aber am Ende wird ihnen wohl nichts anderes übrig bleiben, als sich ins Unvermeidliche zu fügen, wollen sie nicht selbst die Stelle der Colonisten oder Kulies übernehmen. Ein grosser Theil der Insel Lanai gehört bereits jetzt schon dem Mr. G. . . . ., wo er als echter Mormone schaltet und waltet und den Kanakern daselbst das Glück und den Segen, welchen der Himmel den Mormonen beschert, begreiflich zu machen trachtet.

Vor Jahren sagte Kamehameha öffentlich: „Die Fremden lieben ihre Religion; sie sollen sie unbelästigt ausüben. Für uns ist die Religion unserer Väter gut genug.“ Mit ihm dachten zwar alle Insulaner dasselbe; allein sie waren deshalb nicht ungezogen, zudem gefielen ihnen

die schönen Redensarten der weissen Männer und die angenehme Orgelmusik kitzelte ihr Ohr zu verführerisch, um nicht auf solche Weise eine Stunde zu vergeuden. Warum sollten sie also nicht Meetings und bemalte Kirchen besuchen? Sie sahen es ein, dass dies der beste Weg ist, unbelästigt, wenn auch darum nicht sittlicher, zu leben.

Es ist eine bekannte Thatsache, wenigstens für jene, die einmal nur die Inseln besuchten, dass die Keuschheit nicht eben eine der starken Seiten der Insulaner ausmacht. Die Kanaker haben ebensowenig für Keuschheit als für Dankbarkeit ein Wort in ihrer Sprache. Bekannte, die sich besuchten, wurden vormals förmlich aufgefordert, von der Gastfreundschaft im vollsten Sinne des Wortes Gebrauch zu machen und die Weiber — wurden gegenseitig ausgetauscht. Es wäre eine grosse Verletzung gewesen, hätte man dieser Einladung nicht Genüge geleistet. Kam ein Insulaner auch ohne sein Weib irgendwohin, so stand ihm die Wahl frei, ob er das Weib seines Freundes oder dessen erwachsenes Kind wählen wollte.

Mädchen von 8 bis 12 Jahren waren für die Ehe schon reif. (14jährige Mädchen können sogar jetzt gesetzlich heiraten.) Climatische Verhältnisse, unsittliche Geberden, böses Beispiel sowie Lebensweise weckten im Herzen des Kindes bei Zeiten heimliche Gelüste und dessen Geschlechtstrieb reifte in überraschender Weise frühzeitig heran. Mädchen, welche auffallend schön und

wohlgebaut zu werden versprachen, wurden für Regenten und Häuptlinge bestimmt, und kamen gleich mit ihren ersten Lebensjahren in „g u t e“ Hände. Einige erfahrene Maquerelles wussten sie geschickt heranzubilden, die sinnlichen Leidenschaften in dem zarten Kinde bis zur höchsten Potenz zu erregen, ihre Neigungen aber immer unbefriedigt zu lassen, um das Opfer i n t e m p o r e lüsterner zu machen.

Wollüstige Tänze, scandalöse Gesänge und Erzählungen waren und sind noch heutzutage ihre erste Erziehung, wenn auch mitunter stark modificirt und geheim gehalten, um sich der lästigen Rüge der Bleichgesichter zu entziehen. Selbstverständlich gehen solche Tänze in dem Dunkel der Hütten, die grenzenlosen Ausartungen der Liebe nur im Geheimen vor sich. „Diable! Mais qu'ils sont forts dans l'amour“! sagte einst ein Franzose, „und wir Franzosen, welche glaubten, dass wir auch hierin die Ersten wären, haben jetzt unsere Meister gefunden! Vive le Kanake!!“ —

Selbst jetzt noch pflegen die Insulaner, sind sie allein, ihre j u n g e n Weiber auszutauschen. „Variatio delectat,“ wer versteht es besser praktisch anzuwenden wie diese Naturkinder! Bei feierlichen Gelegenheiten kennt man auch hierin keine Grenzen. Kanakerinnen, die an Weisse verheiratet sind, sind um kein Haar besser, nur schlauer und vorsichtiger in ihren aberteuerlichen Unternehmungen in der Liebe. Viele unter den Weissen, die

nicht geradezu verblüfft sind, haben dies schon längst herausgefunden, aber sonstiger Bequemlichkeit und Annehmlichkeiten wegen ziehen sie es doch vor, durch die Finger zu blicken und die Eingebornen den weissen Frauen vorzuziehen. Es bietet ihnen dieses auch wirklich nicht geringe Vortheile in Hinblick auf jene, welche an weisse Frauen verheiratet sind. Denn die Eingebornen der tropischen Länder sind an die Hitze gewöhnt, ihre Haut ist trocken, rein und nicht fortwährend mit übelriechendem Schweisse bedeckt, sie baden öfters und sind auch in jeder Beziehung anspruchsloser als sämmtliche weisse Weiber daselbst.

Die Kanakerinnen sind schlau in der Liebe, sie sprechen die Augensprache aus dem „ff". Italiener und Spanier würden vor ihnen den Kürzeren ziehen. Im Nu haben sie sich verständigt und das Rendezvous bestimmt, ohne dass der Nachbar auch nur etwas davon bemerkt hätte. Ihre ausgebildete Zeichensprache unterstützt sie dabei nicht wenig.

So steht es heutzutage mit Moral und Religion auf den Sandwich-Inseln. Wenn heute Confucius oder seine Nachfolger nach den Inseln kämen, würden auch sie Neophiten genug finden, und zwar mit Leichtigkeit, denn das Gemüth des Kanakers ist wie aus Gutta-Percha, sein Geist geduldig genug, um auch die Analecten des Confucius ebenso leicht zu verdauen, wie die Capitel der Bibel. Etwas jedoch können sie nicht begreifen, nämlich wie

ihre Bekehrer fortwährend von Demuth und Armuth sprechen und dabei überall auf den Inseln die schönsten Wohnplätze, die fettesten Weiden in kurzer Zeit an sich zu bringen wissen; sie sehen sich auch immer ärmer und jene reicher, ihre Zahl jeden Tag geringer und schwächer, jene sich vermehren und mächtiger werden. Man kann sich daher auch die Scheu vorstellen, welche die Kanaker vor den „Mikoneries", wie sie die Missionäre nennen, haben — und wenn man unter und mit den Leuten gelebt hat und nicht allem dem Glauben schenkt, was man von ungefähr hört, so wird man leicht einsehen, dass jener Ansiedler doch nicht so ganz Unrecht hatte mit den Worten: They are godly but not goodly people, — nämlich die Missionäre.

Wie tief die aufgedrungenen Lehren in den Seelen dieser Leute wurzeln, kann man auch aus dem letzten Aufstand *) in Hawaii ersehen, welcher durch die neuesten Eruptionen der Pele entstanden ist. Die guten Insulaner, unter der Leitung eines überspannten Häuptlings — banden sich nämlich ihre Bibel am Rücken fest und liefen zitternd im Felde herum, da sie sich vor dem Zorne der Göttin Pele fürchteten, von welcher sie allein das Ende der Welt gewärtigten, — die Bibel banden sie sich an den Rücken, damit sich der Gott der Christen nicht zurückgesetzt fühle.

*) Unlängst auch im „Panama Star" und „Herald" geschildert.

So viel zur Erschütterung des Zwerchfells. Nun folgt das Tragische.

Als diese lieben Narren ihre Komödie zu weit trieben und das zwischen Kealakeakna Bay und Kailua liegende Land in Besitz nahmen, sah die Regierung sich gezwungen, doch endlich einzuschreiten — die Polizeicommissäre Mrs. Neville und Barret wurden jedoch sammt ihrem Geschwader von den Profeten und ihren Anhängern mit Steinwürfen empfangen. Neville verlor seinen Kopf — diesmal im eigentlichsten Sinne des Wortes, denn Profet Kaona steckte ihn eigenhäudig auf einen Pfahl und gab den Rumpf den Aasvögeln zum Frasse. Nur mit Mühe gelang es der Regierung, dem tollen Treiben dieser Fanatiker ein Ende zu machen.

Eines bleibt jedoch festgestellt, dass kein Ausländer in den Inseln je aufkommen, keiner den Machinationen dieser Männer Gottes entgehen konnte, wenn er sich nicht einer oder der anderen Mission angeschlossen hatte. — Jetzt sieht es Gott sei Dank auch hier ein Bischen anders aus — die verschiedenen Missionen haben sich gegenseitig selbst theilweise geschwächt, und da sich die eine Kraft in viele kleinere zersplitterte, kann man ihren verderblichen Folgen auch leichter ein Paroli bieten; auch hat das Zuströmen vieler energischen Ausländer, die weniger auf bigottes Beten und Singen als darauf ausgingen, sich zwar ehrlich, doch so schnell wie möglich Geld zu verdienen, Manches zum Besseren gewendet.

Das Leben auf den Inseln.

(Folgende Miscellaneen mögen einigermassen Lebensweise, Lebensmittel und Gewohnheiten der Sandwichs-Insulaner illustriren; zugleich wird der Leser mit einem dort lebenden Franzosen bekannt.)

Nahe an meiner Wohnung in Lahaina, auf der Insel Maui, wohnte derzeit ein Franzose. Wie zumeist die Franzosen im Auslande, gehörte auch er zu jener Kategorie, welche sich's zur Aufgabe macht, durch culinarische Kunst die Verdauungs-Organe der Sterblichen angenehm zu erregen und in Thätigkeit zu setzen; auch er hatte sich zum Principe gemacht den Gaumen und die Nase der Vorübergehenden, sowie den Appetit des hungrigen Nachbars mit allerlei wohlduftenden Dünsten zu kitzeln. Nur speculirte er fast ausschliesslich auf Fremde und auf Wallfischfänger, weniger auf die — Poi und rohe Fische fressenden — Kanaker.

Ein grosses Reclame-Schild „Restaurant français“ lockte bald alle Blicke auf seine hölzerne Hütte. Doch gar selten liess sich ein Fremder sehen, sowie auch die Wallfischfänger vom Arctischen Ocean ganz eine

andere Küche hatten, indem sie sich ihre Gerichte aus der Schmere der Wallfische für volle sechs Monate bereiteten und überdies auch selten nach Lahaina kamen. Die Kanaker schlossen jedoch nach der schönen bemalten Tafel, dass auch der Besitzer ein sehr respectabler, in seinem Fache routinirter Mann sein müsse. Der Humor dieses Mannes hatte sich trotz der vielen Jahre seines Aufenthaltes auf den Inseln nicht im geringsten vermindert, ebensowenig hatte er in den charakteristischen Grundzügen seiner Nationalität das Geringste eingebüsst. Er blieb stets der joviale, von einem auf den anderen Tag unbesorgt dahinlebende Franzose. Nur Eines ärgerte ihn, dass nämlich das Feuer in der Küche nicht fortwährend loderte, wie etwa das heilige Feuer in den Tempeln der Alten, und dass sein Keller — die eine Ecke seines Hauses — meist leer oder nur mit staubbedeckten, leeren Flaschen gefüllt war.

Sein Weib, eine Insulanerin, die ihn auch mit einigen kleinen Weltbürgern — munteren Mischlingen — beglückt hatte, wollte nach ihrer Kanaker-Sitte von einem warmen Gerichte nichts wissen, und mit der Ueberzeugungskraft, die jedem weiblichen Wesen fast ohne Ausnahme in so meisterhafter Weise eigen ist, hatte sie im Verlauf der Zeit auch unserem lieben Franzosen gar manches Nationale halb und halb abgewöhnt und ihm dafür Kanakisches aufgenöthigt, so dass nicht selten statt irgend einem französischen Leckerbissen die Poi-Calabasse, statt der Omelette rohe Fische zum Frühstück dienten. Allein

wie Demokritos konnte er zu alledem lächeln und die Launen seiner braunen Schönen geduldig ertragen; auch hierin ein echter Franzose. Nur der Cognac durfte nicht fehlen. Awa war ihm verhasst wie Galle, und Wasser, sagte er, wäre für den Magen des Fisches oder eines heuchelnden Temperenzlers,*) aber nie für den eines ehrlichen Kerls geschaffen.

Wir Beide hatten in ihrer Art verschiedene Apotheken, der Franzose musste jedoch leider sehen und gestehen, dass die Kanaker ungleich mehr für meine Küche, für meine Infusionen und Decocten, welche meinen Herd bedeckten, als für seine geschmackvollen Ragouts, Fricandeaux und Cotelettes eingenommen waren. „Ils sont bêtes ces Kanakes!“ schimpfte er oft ärgerlich über solche Vernachlässigung. Die Kanaker sind nun aber einmal so; wie zimperliche, heikliche Mamsellen, wollen sie immer krank, behandelt und medicinirend sein.

Ich war übrigens froh, einen so originellen und lustigen Kauz zum Nachbar zu haben. Sein guter Humor verscheuchte mir manche trübe Stunde. Wir plauderten oft gerne von Europa, von vergangenen Tagen und er wusste viel, viel zu erzählen. Man mag wahrhaftig nicht

---

*) Temperenzler: Mitglieder des Mässigkeits-Vereines Temperance-Society, die sich's zur Aufgabe gemacht haben, keinen Tropfen irgend eines alkoholischen Getränkes, ausser in Krankheitsfällen, zu kosten.

ohne Grund in fremden, von der Heimat weit entfernten Erdstrichen seine Tage enden und auch er gehörte nicht zu den gewöhnlichen Menschenkindern. Er war nacheinander Soldat, Matrose, Koch, Wallfischfänger, Arzt und der liebe Gott weiss was Alles noch gewesen. Nichts konnte ihn mehr ausser Fassung bringen, als wenn man über seinen Nachbar, den Boston-Missionär P. . ., sprach, welcher nicht ferne von uns wohnte und sich durch seine Habsucht viele Feinde gemacht hatte. Wenn mein Franzose ein klein wenig getrunken hatte und es kam auf den gehassten Missionär die Rede, so glaubte man eine wahre Furie vor sich zu sehen.

„Quoi ce brigand ! !“ schrie er und rollte die Augen wie ein wüthender Büffel. „Er . . . er kam mit mir als Bettler nach den Inseln herüber. Ja damals waren Zeiten, Parbleu! damals hatten die Kanaker noch Geld! Jetzt ist es aus mit dem Gelde bei diesen Leutchen; es wanderte aus ihren schlüpfrigen Händen in die klebrigen Säcke dieser Art Männer, — auch dieser Mann ist im Besitze von allem Land, was ihr da weit und breit sehen könnt... da schwelgt er mit Weib und Kindern in Pracht und Luxus. „Mais c'est rien tout ça. — Imaginez-Vous, il voulait m'empoisoner! Ja er wollte mich vergiften. Ah! vous riez, vous?“

„Nun, nun, es wird so arg nicht sein,“ beruhigte ich ihn scherzend.

„Ecoutez docteur! Ich will Ihnen einmal, weil Sie mir die Geschichte nicht glauben wollen, die Pulver bringen,

von denen ich Ihnen zum hunderstenmale schon erzählte, damit Sie sich endlich von dem wahren Sachverhalt überzeugen. Ich sage Ihnen, das Pulver war nichts Anderes, als Strychnin, ja Strychnin. Tonnerre de bon „Dieu !“

„Oh ! Oh !“ liessen sich einige zuhörende Ansiedler hören. . . . . „Strychnin?“

„Ha ! ich alter Matrose, halber Capitän et demi docteur aussi,“ schrie er und warf sich in die Brust, „soll einen Plunder vom andern nicht zu unterscheiden wissen? Grobe Unterschiede zwischen Strychnin und raffinirtem Zucker nicht erkennen? Diable, das wäre schön! Aber wie gesagt, Sie sollen sich selbst überzeugen ... die Sache mit eigenen Augen sehen,“ fügte er kaltblütig hinzu.

Sehr gespannt, was da kommen würde, blickten wir neugierig nach ihm hin; er aber war mit einem echten Gorilla - Satze schon zur Thür hinausgesprungen, um nach wenigen Minuten wieder hereinzustürzen, mit den Pulvern in der einen und einem kleinen jungen Schoosshündchen in der andern Hand.

„Hier,“ rief er, ohne uns viel Zeit zu gönnen, „seht ! dieser Hund soll das gewünschte physiologische Experiment durchmachen“ . . . Dabei blinzelte er mir über den gelungenen technischen Ausdruck ungemein vergnügt zu. „Eh bien, docteur, attention !“

Mit diesen Worten nahm er eines der Pulver, warf es ins Wasser und goss es dem Hunde in den Rachen.

Ich glaubte, er wolle uns zum Besten haben. Aber man denke sich das allgemeine Staunen, als nach wenigen Augenblicken die arme Bestie die Augen zu verdrehen anfing, in heftigen Streckkrämpfen Vorderfüsse nach vorne, Hinterfüsse und Hals nach rückwärts streckte, wie Espenlaub zu zittern begann und in wenigen Minuten crepirt zusammenfiel.

„Voyons farceur!? was haben Sie da gethan?“ rief ich.

„Was ich gethan habe? Sie sehen ja, ich hatte ihm die Pulver gegeben, die mir vor Monaten dieser Boston-Missionär verschrieb. — Zwölf hätte ich nehmen sollen, aber schon nach dem ersten verspürte ich eine solche Spannung in den Extremitäten und Bauchmuskeln, solche Schmerzen im Kreuze, dass ich übergenug davon hatte. Meine Stunde hatte glücklicher Weise eben noch nicht geschlagen! Mein Weib,“ fügte er feierlich hinzu, „hier ist es, mein Weib soll es bezeugen, ob man es nicht ernst damit meinte, dass ich alle die höllischen Pulver einnehmen sollte. Ventre saint gris!! ich wäre schon beim zweiten Pulver. . . . oder vielleicht“ — fügte er hinzu, indem er sich ausstreckte und sehen liess, dass sein Körperbau, ziemlich robust, doch etwas aussergewöhnliches ausgestanden hätte, — „beim dritten, aber ganz gewiss beim vierten wäre ich ebenso dagelegen wie dieser Hund, der die Probe nicht überstanden hat. Quel horreur! Mon Dieu!“

„Wozu die Pulver?“ hielt er ein Bischen an, um Athem zu schöpfen. „Ich litt an Fieber und fühlte mich schon seit einiger Zeit unwohl, da rieth mir mein Weib einen Kahuna kommen zu lassen. Ces sacres kahuna's! Die kamen mir eben recht. „Ich hatte so manchen schon hinausgeworfen, es half aber nichts, sie kamen durch die andere Thür wieder herein, wie die Fliegen im Sommer. Als mein Weib jedoch sah, dass es mir trotz Beten, trotz Opfer und Schlachten unseres Geflügels nicht besser wurde, gab sie endlich nach. Ein Missionär wurde — und da unglücklicher Weise sonst kein Arzt oder irgend einer mit der Heilkunde vertrauter Mann als der P. . . da war, dieser gerufen und consultirt. „Sie werden alle drei Stunden ein Pulver nehmen,“ sprach er zu mir recht salbungsvoll, und zog mit diesen Worten aus einer Art homöopathischem Medicamentenkram einige zusammengefaltete Papierstücke hervor. „Aber geben Sie ja Acht, jede dritte Stunde nur und Sie werden bald besser — in zwei Tagen vielleicht vollkommen gesund werden. Am dritten Tage können Sie aber versichert sein, ausgehen zu dürfen.“ Ja ausgehen, freilich ausgehen, — als Leiche hätte man mich am dritten Tage ausgetragen.“ . . . .

So weit der Franzose. — Dieses ist keine Erdichtung, sondern Thatsache, — traurig, aber wahr. Uebrigens nicht nur bei diesem Franzosen, auch bei Kanakern und namentlich bei einer Kanakerin wirkten die Medicinen, die ihnen von diesem Missionär-Arzte (sic!) verabreicht

wurden, so plötzlich und verderblich, dass diese kurz nach deren Einnehmen den Geist aufgaben. Noch jetzt kann sich Jeder den Franzosen besehen, er lebt auf der Insel Maui und heisst Devauchelle. Man befrage ihn nur und man wird sich von der Wahrheit des Erzählten überzeugen. Ich habe später mit dem Rest der Pulver eigens Experimente — natürlich nur an Thieren — gemacht, alle hatten den Tod zur Folge.

Wenn ich alle Schminke weggelassen und nur die trockene Wahrheit mitgetheilt habe, soll damit nicht gesagt sein, dass dieser Missionär absichtlich Gift verabreichte, sondern dass er, wie überhaupt die meisten, wenn nicht alle Missionäre, in der richtigen Administration, hauptsächlich aber in der Verabreichung der richtigen Quantität einiger heroischer Mittel, — wie z. B. bei Strychnin wo nach sieben Centigrammen schon lebensgefährliche Folgen sich einstellen, — keinen rechten Begriff hatte und nicht haben konnte.

Vor Zeiten war es sogar noch ärger. Das Zuströmen ausländischer Aerzte hat die Sache an's Licht gebracht und den Zustand einigermassen gebessert. Die Kenntniss der Heilkunde — die besonders in den amerikanischen Missionsanstalten jungen unerfahrenen Missionären als conditio sine qua non zu ihrem ferneren Berufe aufgebürdet, dabei aber äusserst mangelhaft und mit erschreckender Oberflächlichkeit gelehrt wird — hat

Manchen schon zum unwillkürlichen Mörder gemacht. Besser ein Jeder bliebe bei seinem Leisten.

Als die importirte Lustseuche die armen Insulaner furchtbar decimirte, hat man, statt erfahrene und wirkliche Aerzte zu berufen und ihnen freie Hand in ihrem Fache zu gönnen, das Wohl und Wehe einer ganzen Bevölkerung den Missionären überlassen, die dafür auch hübsche Erfahrungen in den verschiedenen Stadien der Quecksilber-Cachexie und deren Folgen gesammelt haben mögen. Ihre Annalen mögen mehr schwarze Seiten füllen, als jene der finsteren Männer der Inquisition. Sie wussten ebenso geschickt den Insulanern Religion und Heilmittel aufzudringen, wie die alten Kahunas. Zeiten und Namen waren anders, aber der Missbrauch blieb derselbe. Man wird sich unwillkürlich die Frage stellen, wie die Hawaiische Regierung solchem Thun und Treiben ruhig geduldig zusehen konnte?*)

Es ging eben nicht anders zu wie zu Alexander Jannaeos Zeiten und es verhielt sich mit jener wie mit der Pharisäer-Secte (80 v. Chr.), über welche man im Josephus folgende Stelle liest:

„Als der König Alexander Jannaeos am Sterbebette lag und seine Frau Alexandria über den be-

*) Uebrigens in den wohlorganisirtesten Staaten Europas duldet man es ebenfalls, dass ignorante Empiriker „gewandte Schwindler“ neben diplomirten Aerzten ihr anständiges Geschäft treiben, ja wenn es darauf ankommt, werden erstere noch in Schutz genommen und bevorzugt.

vorstehenden Tod ihres Gatten tief trauerte, da sie wusste, wie die Secte der Pharisäer ihren Mann hasse und darob sie und ihr Kind verfolgen würde, wusste Jannaeos seinem Weibe keinen besseren Trost zu geben, als zu ihm zu sagen: „Gehe hin, und opfere dich ihnen mit Leib und Seele, denn es gibt keine grösseren Feinde als ihre Feinde, keine mächtigeren Freunde als ihre Freunde. Mögen sie Recht oder Unrecht thun, Wahres oder Unwahres reden, das Volk glaubt ihnen unbedingt und blindlings. Gehe hin und thue dies. Dann ist deine Zukunft dir zugesichert und die höchsten Ehrenstellen deinem Sohne." Er starb und Alexandria folgte seinen Worten. „Seit undenklichen Zeiten — fährt jener Geschichtschreiber fort — sah man kein so prachtvolles Begräbniss, und das Volk gehorchte ihr als unumschränkte Königin . . ."

Eines Abends sass ich vor meiner Hütte und ergötzte mich an der romantischen Scenerie, die mich umgab. Der Mond beleuchtete die zackigen Felsen der gegenüberliegenden etwa 9 englische Meilen entfernten Insel Lanai. Knapp unter meiner Wohnung rollten die Wellen einher und verschwanden eine nach der andern im schaumigen Kampfe. Alles wunderbar still um mich, — die Nacht war bereits stark vorgerückt; das Eigenthümliche der tropischen Welt, der geheimnissvolle Zauber jener Regionen

übte auf mein Gemüth einen Reiz aus, der die Seele wach hielt und in meiner Phantasie rastlos Bild auf Bild hervorrief. Welche Pracht, dies Clair-obscur einer Tropennacht, wenn man längs dem sandigen Ufer dahin reitet und sich seinen Gedanken überlässt! Das capriciöse Licht des Mondes, welches durch die Lücken vorüberschiessender Wolken das Land hie und da beleuchtete, entrollte fortwährend neue, unerwartete Anblicke oft dort, wo man sie am allerwenigsten erwartete. Diese Millionen funkelnder Sterne, der Duft der tropischen Vegetation, das Auftosen der brandenden Wogen — dies Alles konnte nicht verfehlen, auf den einsamen Wanderer einen tiefen und wehmüthigen Eindruck zu hinterlassen. Der majestätische Vulkan Haliakala im fernen Horizont drohend und finster — von den Insulanern seiner Monstruosität halber das Haus der Sonne genannt, bot bei dem unsicheren Schein des Mondes einen grauenvollen Anblick.

Diesmal blickte ich aber mit besonderem Interesse auf diese gigantische Masse hin, und ich konnte den Wunsch nicht unterdrücken, ihn einmal selbst zu besteigen. Der Weg dahin betrug freilich 50—60 Meilen, aber man konnte bis knapp an die Spitze, an die Mündung des Kraters reiten. Ueberdiess war ich sicher gegen gute Bezahlung die nöthigen Thiere zu meiner weiteren Beförderung allenthalben auftreiben zu können oder die schon ermüdeten wenigstens umzuwechseln. Mein Entschluss war sofort gefasst, und ich weckte meinen am Boden fest

schnarchenden Kanaker auf, der an solche Nachttouren bereits gewöhnt war und sich daher ohne weiters anschickte die Pferde zu satteln. — Indessen ging ich zu meinem Nachbar, dem Franzosen hin, um ihn zu überreden, die Partie mitzumachen.

„Diable!“ sagte er mir ganz schlaftrunken, „Sie wählen sonderbare Stunden zu ihren Excursionen!“

„Ich halte sie für die passendsten, zudem haben Sie mir ja mehr als einmal versprochen, wann immer, zu jeder beliebigen Zeit diesen Berg zu besteigen.“

„Aber bei Nacht? — sonderbares Vergnügen!“

„So verlieren wir beide unsere Kunden nicht, Freund.“

„Pest! Glauben Sie, wir werden in einer Nacht alles abmachen, nicht einmal wenn wir per Dampf hinauf geschleudert würden. Und mein Weib . . . . Sie haben leicht reden, Doctor! zu jeder beliebigen Stunde aufzuspringen, davon zu galopiren, wie der fliegende Holländer . . keine Xantippe hält sie am Rock fest. Und dann“ . . . . fügte er mit einer possierlich-ernsthaften Miene hinzu, „noch eine Schwierigkeit . . . . Sie wissen, die Fische können nicht ohne Wasser leben und ich habe keine Provisionen mehr.“

„Zum Kukuk, wir werden in Kanakerhütten vorsprechen und mit den Kanakern essen, — was sagen Sie dazu?“

„Ich spreche nicht vom Essen.“

„Von was denn sonst?“



Nr. 9. Kamehameha V., König der Sandwichs-Inseln



Nr. 10. Das gewöhnliche Kostüm der bemittelten Sandwichs-Insulanerin.

„Was denn sonst als la g o u t t e, la goutte mon ami!"

„Wir werden A w a trinken."

„Docteur! Sie jagen mir den ganzen Schlaf aus dem Leibe, Sie wissen ganz gut, wie mir vor Awa ekelt, ich möchte, ich könnte unseren Boston-Mann P. darin ersäufen. — Aber halt! jetzt fällt es mir erst ein, und ich Dummkopf brachte gestern einen so traurigen Abend zu . . . da habe ich es" . . . und im Hemd wie eine rechte Marionette herumspringend . . . „jetzt fällt es wir ein," kreischte er — „schon seit neun Tagen hätte Rolly Bolly seine Flasche abholen sollen, der gesetzliche Termin ist zu Ende. Der Narr, er muss rein glauben, ich habe einen extra Rumpelkasten für ihn. Nun wird mein Magen diesen prächtigen Inhalt besser aufbewahren."

Es verhielt sich wirklich so. und nachdem es mir nach kurzem Sträuben gelungen war, die Flasche seinen Händen zu entwinden, und zwar mit dem Versprechen, sie zurückzugeben, sobald wir auf dem Wege wären, hatte ich ihn auch bald auf dem Sattel, obwohl nicht ohne einer kleinen Debatte mit seiner braunen Xantippe, welche aber diesmal glücklicherweise ohne Sokrates-Taufe ablief. — Und fort ging es.

Es mochte gegen 3 Uhr Morgens sein, als wir unter Scherz, Gespräch und Gesang an einem Fischerdorf ankamen, wo wir zu rasten gedachten, mit dem Vorsätz alsbald wieder aufzubrechen. Unsere Kanaker — ein Jeder von uns hatte einen zum Bedienten — übernahmen die Pferde und

führten sie ein bischen herum, um sie ausdampfen zu lassen. Wir aber schritten einer geräumigen Hütte zu, die einem bemittelten Insulaner zu gehören schien.

Die Hütten der Insulaner sind meistens aus Stroh, Zweigen und Blättern der tropischen Pflanzen und Gewächse verfertigt. Boden und Wände jedoch mit groben Matten aus „Lauhala-Pandanus"-Blättern überdeckt.

Einige dieser Matten auf einander gelegt bilden ihre Schlafstätten. Bemittelte und Häuptlinge tragen grosse Sorgfalt, die Hütte mit besonders feinen Matten überziehen zu lassen, die sich auch durch besondere Geschmeidigkeit und Farbe auszeichnen. Auf diesen ruhen sie nun und bedecken sich mit ihrem Bettzeug „Tapas" oder ziehen ihre Mäntel-„Kiheis" an, um sich vor der kühlen Nachtluft zu schützen. Beide sind aus demselben Stoff, nämlich aus der Rinde des Papier-Maulbeerbaumes (M o r u s p a p y r i f e r a) verfertigt, welcher in früheren Zeiten das einzige Material für Kleider und Schmucksachen abgab. — Bei dieser Gelegenheit will ich den Leser mit der Zubereitungsweise dieses Stoffes vertraut machen.

Die Rinde des Maulbeerbaumes muss vor Allem zu diesem Zwecke einem Macerations - Processe unterworfen werden. Die macerirte Rinde wird hierauf auf künstlich präparirtem, gefurchtem Sandelholz geklopft, fortwährend mit Wasser befeuchtet, zu einer Masse geknettet, teigartig gedehnt, wieder geballt und benässt und diese Manipulation durch mehrere Tage wiederholt. Die auf solche Weise

zubereitete Pasta wird hierauf zum letzten Male gedehnt, aufgespannt und getrocknet. Man bereitet davon zweierlei Qualitäten. *) Uebrigens wurden durch die mannichfaltigsten Importationen europäischer Kleidungsstücke, Decken u. s. w. und in Folge der Gefallsucht der Kanaker die Kiheis und Tapas rasch verdrängt und dürften allmälig ganz und gar verschwinden. Man bekommt sie jetzt schon sehr selten und meist nur in abgelegenen, von Ansiedlungen entfernten Kanaker-Dörfern zu Gesicht.

Diese Kiheis, Tapas und Decken aus solchem Materiale sind ziemlich luftdicht, halten die animalische Wärme gut zurück und lassen sich ihrer Biegsamkeit, Dünne und Leichtigkeit wegen leicht zusammenpressen, verpacken und transportiren. Gleich wie die Alten ihren Talar, werfen die Kanaker ihre Kiheis um den nackten Leib. Ehemals wurden auch die Opfer in die Tapas gehüllt, nachdem sie in Kukui-Oel vorerst getaucht und so verbrannt oder in den Pele-Schlund geschleudert wurden. Die Matten aus den getrockneten Pandanus-Blättern werden von den Kanakern sehr geschickt und oft wunderbar fein geflochten und bilden den Stolz ihrer Besitzer. Aus der Quantität und Feinheit derselben schliesst man auf die Wohlhabenheit

*) Der Verfasser hat dem Wiener österreichischen Museum unter andern Gegenständen ein 16 Fuss langes 5blätteriges Bettzeug, aus der Rinde dieses Baumes verfertigt, zur Ausstellung übergeben.

des Insulaners. „Docteur", sagte mir der Franzose vorangehend, „ich kenne hier einen Kanaker, ein Prototyp des alten Insulanerschlages. Ich hoffe, wir finden ihn zu Hause. Denken Sie sich, das ganze Dorf besteht fast ausschliesslich aus Kindern und Kindeskindern, Enkeln und Urenkeln, die ihn als rechtmässigen Vater, Grossvater und Urgrossvater täglich begrüssen. Pest! . . . dies muss eine Freude, eine wahre Satisfaction für einen armen Kerl sein, wenn er seinen Pflichten als Mensch so brav nachgekommen ist. N'est-ce pas? Er zählt jetzt über hundert Jahre und kann Ihnen ganz amusante Stückchen aus vergangenen Zeiten erzählen. — Ich . . . ich beneide ihn nur um seine Zeugungskraft! Wahrhaftig! ich möchte gern mehr französisches Blut auf den Inseln sehen, pour civiliser ces sauvages seulement," fügte er mit Emphase hinzu.

„Freund, wenn Sie so fortfahren, wie Sie bis jetzt gethan, können Sie sich noch immer verdienstlich für Menschheit und Vaterland machen. Ich glaube, Sie sind auf dem besten Wege dazu — Parole d'honneur!"

„Ja, wenn nur mehr Franzosen hier wären — meine Beine werden schon alt. Anders wenn ich als junger Bursche hergekommen wäre! . . . Aber Sie werden den alten Mann sehen, was sag' ich alt? Dieser Teufelskerl sieht immer noch kräftig genug aus, ein zweites, ja ein drittes Dorf mit Nachkommen zu füllen!"

Mit diesen Worten traten wir ins Innere der Hütte, nachdem eine ganze Meute von Hunden unser Erscheinen

bellend und lärmend angekündigt hatten. Aloha, Aloha! (der gebräuchlichste Gruss, auch Liebkosung der Insulaner) donnerte unser Franzose in den finstern Räumen hinein, so dass die schlafende Menge wie auf Commando, erstaunt über solch nächtliche Visite auf die Beine kam.

Ein altes Mütterchen hüpfte zuerst auf, ihr nach ein junges Weibchen. Unser Franzose umschlang letzteres mit unvergleichlicher Familiarität bei den wohlgebauten schlanken Hüften, und statt sich nach Kauakerweise gegenseitig die Nasen zu reiben (wodurch Freundschaft und Liebe bezeugt wird, und zwar je kräftiger die Reibung, desto inniger das Gefühl) presste er nach echter Gascogner Sitte einen schnalzenden, glühenden Kuss auf das sträubende Mündchen.

„Bravo!“ rief ich aus, „bravo, das lass' ich mir gefallen. Nur zu, verheiratete Männer haben ja Privilegien!“

„Wie die Abwechslung gut schmeckt,“ entgegnete er mir . . . „Elle est bougrement jolie la petite“.

Bald wurde Licht gemacht. Ein rasch geschürtes Feuer, worin trockene Zweige hell aufloderten, warf auf die fast nackten, braunen, schlaftrunkenen Gestalten sein rothes grelles Licht. Um die dunklen Räume noch mehr zu erleuchten, wurden Kukui-Nüsse in ausgedörrte Bananen-Blätter eingewickelt, angezündet und dann am Boden mittelst eines Stekens befestigt. Sie ersetzen sehr gut Kerzen und Lampen, denn die Nüsse aus den aleurites triloba-Bäumen sind ungemein ölhaltig und brennen ausserordentlich gut. Uebrigens dienen sie nicht nur

als Brennmaterial, sondern finden sogar als Schmuckartikel ihre Verwerthung. Die Insulanerinnen verstehen nämlich solche Nüsse mit seltener Geschicklichkeit ihres Inhaltes zu entleeren und mittelst eines Steines die Spitzen bis auf die Breite eines gewöhnlichen Siegelringes abzuschleifen, und hierauf die Aussenseite mit einer eigenen Muschel zu poliren; der so bereitete Ring wird an den Finger gesteckt. Diese Kukui-Bäume sind den Insulanern nicht nur ihres Holzes und ihrer ein prächtiges Beleuchtungs-Materiale abgebenden Nüsse wegen von grossem Nutzen, sondern auch durch eine Art breiter Pilze, welche auf gefällten und ihrem Schicksal überlassenen Bäumen allenthalben wuchern. Dieser Fungus gibt einen Exportartikel hauptsächlich nach China ab — wofür ziemlich viel Geld gewonnen wird, denn die Chinesen lieben ihre Suppe mit diesem knorpelartigen Pilze zu würzen, der sich beim Kochen in eine gelatinöse Masse verwandelt und von den bezopften Häuptern des Reiches der Mitte gierig genossen wird.

Unser Franzose war freigebig mit seinem Balany (Brandy) — dies trug ihm nicht nur ein allgemeines „Aloha" ein, sondern entschuldigte auch unseren unzeitigen Besuch. Unsere gute Aufnahme blieb uns um so mehr gesichert, als der Franzose, der sich ziemlich gut in der Sandwichsprache auszudrücken vermochte, seine Conversation mit allen möglichen Scherzen, Possen und Grimassen zu würzen wusste. Es war endlich höchste Zeit, unser Lager aufzusuchen

und uns zur Ruhe zu begeben. Doch war dies leichter gesagt als gethan. Devauchelle tändelte und scherzte fortwährend mit den jungen Mädchen und Weibern und machte dadurch den Ehemännern nicht wenig zu schaffen, die denn doch auf ihr Eigenthum ein bischen eifersüchtig waren.

Die Sonne stand hoch und die Pferde wieherten bereits vor unserer Hütte, als wir aufstanden und uns ans Frühstück machten. Wir thaten der Mahlzeit, besonders was mich betrifft, alle Ehre an. Die bewusste Flasche, deren Inhalt leider auch einmal ein Ende haben musste, hatte, wie vorauszusehen war, die Gastfreundschaft und Bereitwilligkeit der Leute verhundertfacht. Wir bekamen Alles, was nur das Haus zu bieten vermochte. Wir sassen nach Landessitte niedergekauert im Kreise, und machte sich die Gastfreundschaft der Leute auch dadurch geltend, dass man über unsere harten Sitze feine weiche Matten ausbreitete.

In der Mitte standen zwei Calabassen mit Poi gefüllt. Kürbissteller mit rohen, noch herumhüpfenden, denselben Morgen eingefangenen Fischen, kleine rohe Krabben, rother Pfeffer, Salz und geröstete Kukui-Nüsse, endlich Awa in Cocus-Schalen lagen in Abundanz auf dem Boden. Un déjeûner à la fourchette comme il faut. —

Ich möchte den Leser sehen, was für ein Gesicht er dazu machen würde, wenn man ihm plötzlich statt seinem gewohnten Frühstücke solche Speisen auftischte! Und doch gibt es für den Sandwich Insulaner keinen grössern Lecker-

bissen als den Poi, kein wohlschmeckenderes Gericht als rohe Fische und Hunde-Carbonade. Anfangs kommt Einem das Ding ausserordentlich spassig, wenn nicht geradezu ekelhaft vor — aber allmälig, wenn man nur will oder muss, gewöhnt man sich auch an solche Kost und der Hunger als bester Koch würzt den Bissen. Nach und nach bekommt man sogar eine Vorliebe für Poi und rohe Fische, so dass man gar nicht mehr begreift, wie man überhaupt nur gekochte Fische geniessen könne. Ich selbst konnte nicht umhin, bei meiner Ankunft in Honkong auf den Fischplatz zu eilen, um mich für die lange Entbehrung während einer 1½monatlichen Seereise von Honolulu nach China mit rohen Fischen zu entschädigen. Wozu doch Gewohnheiten den Menschen bringen!! Doch lassen sich rohe Fische ohne Poi nicht so leicht und angenehm verzehren, wie es überhaupt nur wenige Fischsorten gibt, welche die Kanaker roh zu essen pflegen. Eine darunter wird aber als besondere Delicatesse gerühmt. Diese Fische haben zwischen Haut und Muskel eine Speckschichte, welche in rohem Zustande wie Butter im Munde schmilzt und mit Poi genossen ausserordentlich angenehm schmeckt. Ausnahmsweise, meist bei feierlichen Gelegenheiten („luau“, wie alle Feierlichkeiten genannt werden) wickelt der Insulaner den zuzubereitenden Fisch in junge Bananen-Blätter und kocht ihn gleich den nordamerikanischen Indianern zwischen glühenden Steinen, Asche und Erde. Auch der verwöhnteste Gaumen hat diesen so zubebereiteten Fisch vortrefflich gefunden.

P o i und P a i werden aus der knolligen Pflanze des „Arum esculentum“ zubereitet. Eine besondere Sorgfalt erheischt die Pflanze nicht, wohl aber einen wässerigen sumpfigen Boden. Mit ihren breiten, dunkelgrünen, fleischigen Blättern ziert sie den Grund rings um die niedlichen Hütten der Insulaner und ergötzt von weitem das Auge des Wanderers. Es werden tiefe Einschnitte in den Boden gemacht, Furchen quer dazwischen gegraben, damit das Wasser ungehindert und reichlich jedes noch so kleine Stück des Ackers befeuchte. In kurzer Zeit sieht der fleissige Insulaner seine Mühe belohnt; allenthalben sprossen die jungen Pflanzen rasch empor und bald überschatten den dunklen Boden 1—3 Fuss hohe Taro-Pflanzen. Nun erntet die emsige Hand den verdienten Lohn. Es werden die Knollen entwurzelt. In der Hütte oder mehrere Schritte nebenan wird eine Grube gegraben, faust- bis kopfgrosse Steine glühend gemacht und in die Grube hineingeworfen. Sodann werden die Taro-Knollen schichtenweise hineingelegt, mit Erde, Schutt und Asche überdeckt, hierauf wieder herausgenommen und liegen gelassen. In diesem Zustande können sie scheibenartig geschnitten und geröstet werden. Sie ersetzen nicht nur die Kartoffeln, sondern werden ihrer Vortrefflichkeit und Nahrhaftigkeit wegen von den Ansiedlern den Kartoffeln sogar vorgezogen. Die Kanaker rösten sie nur ausnahmsweise und ziehen es vor, dieselben mittelst eines gewaltigen Steinstössels auf leicht concaven Brettern zu zerstossen, hier-

auf das Ganze mit Wasser zu mengen und es in eine Masse zu kneten. Hat diese Masse eine gewisse Consistenz, z. B. die der Butter erreicht, so wird sie partienweise in Bananenblätter gerollt. Dies ist dann der P a i, wie er verkauft oder auf Küstenfahrzeugen eingeschifft wird. Will man daraus den breiflüssigen P o i bereiten, wie er genossen wird, so hat man nur ein Stück P a i in der Calebasse mit so viel Wasser zu mengen, bis sich das Gericht leicht umrühren lässt.

Es gibt weissen und röthlichen Taro. Beide Arten sind im rohen Zustande ungeniessbar, ja schädlich und lassen bei der blossen Berührung mit der Zunge ein prickelndes, stechendes Gefühl und eine Röthe zurück; aus beiden Arten wird Poi bereitet, jedoch soll, nach der Meinung der meisten Hawaiier, der aus rothem Taro bereitete besser sein.

Der Poi ist ausserordentlich nahrhaft, leicht zu verdauen, und wird deshalb bei schwacher Verdauungskraft und nach schweren Krankheiten wie auch bei Blutmangel und Tuberkulosis von den Aerzten sehr warm anempfohlen. Im frischen Zustande verträgt ihn der Ungewohnte am besten. Er schmeckt dann wie gesottene, ausgepresste, mit Wasser vermengte Kastanienmasse. Ist der Poi 24—36 Stunden alt, so entwickeln sich Blasen als Zeichen eingetretener Gährung. Er ist in diesem Zustande nicht so angenehm, wird aber von den Insulanern vorgezogen, weil er keine Blähungen des Magens zur Folge hat.

Dem Auswanderer und Ansiedler kann der Genuss des Taro, besonders aber des Poi, als eine gesunde, billige, leicht zu verdauende dem Klima entsprechende und nahrhafte Speise nicht genug anempfohlen werden. Die Insulaner gebrauchen kein Besteck; um Poi zu essen, greifen sie mit der Hand in die Schüssel, lassen sich die etwas klebrige Substanz wie eine Pappe um einen oder zwei Finger wickeln und lecken sie dann ab. Den Freund ihres Herzens füttern sie selbst, gleich den Abessiniern, indem sie ihm fortwährend die Poi-Masse in den Mund hineinschoppen. Der Poi wird nur in der Calebasse verwahrt. Dieses Gefäss ist für den Insulaner ein Gegenstand, dem er die grösste Sorgfalt widmet. Einst, als man noch keine metallenen Werkzeuge hatte, schnitzte man die Calebassen mittelst Steinwerkzeugen aus den Stämmen des Kou- und Koa-Baumes, mitunter mit wunderbarer Präcision. Arme begnügen sich mit Kürbisskalebassen (Kürbisse werden ihres Inhaltes entleert, gereinigt, getrocknet und polirt); sie verleihen aber dem Poi einen unangenehmen Nachgeschmack, verderben ihn leicht und machen ihn ungeniessbar.

Gabel, Messer, Löffel und Gläser findet der Kanaker für überflüssig, was übrigens der berühmte Reisende M. Parkyns auch für seine Person gelten liess, da er, nach seiner Rückkehr von Central-Afrika in seiner Heimat angelangt, die auf seinen Reisen gepflegte Gewohnheit nicht ablegte und von einem Besteck nichts wissen wollte.

Hände und Zähne besorgen Alles, nur Flüssigkeiten werden aus zierlich zugeschnitzten Cocus-Schalen getrunken. Daher wird auch grosse Sorgfalt auf Reinlichkeit verwendet und werden vor und nach der Mahlzeit Kürbissschalen mit Wasser zum Waschen herumgereicht. — —

„Eh bien docteur! Haben Sie gut gegessen — und genug?"

„Vortrefflich! Schade dass keine Hunde-Steaks da sind."

„Ha ha, bon ça! das kommt schon vor dem Ende unserer Partie — Eh oe! Du!" rief er dem greisen Patriarchen des Dorfes zu, „welcher von den Hunden fällt zunächst zum Schlachtopfer? Ich und der Kauka (Doctor) hier möchten uns gern auf eine Hunde-Mahlzeit pränumeriren, bis wir zurückkommen. Ich weiss, du hast immer welche vorräthig, und fett und geschmackvoll sollen sie auch sein."

„Ich kann nicht mehr beissen," gab der Alte zur Antwort zurück, „meinen letzten Zahn . . . . unter Kamehameha dem III. verloren, das Fleisch der Hunde mir zu hart . . . muss mich mit Fischen begnügen."

„Wie alt bist Du denn?" frug ich neugierig.

„Als weisse Segel (Cooks Schiffe 1778, welche die Insulaner für weisse Inseln hielten — moku) zuerst auf Hawaii ankamen, hatte erstes Weib." Die Kanaker, befragt, wie alt sie sind, geben nie die Jahreszahl an. — Die Indianer Mexico's untersuchen ihre Zähne und die Kronen derselben. „So viele sind mir herausgefallen, sagen sie, so viele sind mir morsch geworden," d. h. so alt bin ich. —

Die Hawaiier antworten: Ich bin unter diesem Häuptling oder unter jenem Regenten, unter dieser oder jener Naturerscheinung, wie es eben zutraf, geboren.)

„Also ward ihr Augenzeuge von dem Mord jenes Weissen in Kealakeakua?“

„Ae! Ja! Dieser selbst Schuld . . . hatte den Tabu nicht geehrt . . . Tabu heilig . . . Capitän zornig, Capitän zwar selbst Gott (Gott Lono, wie sie ihn nannten), aber grösserer Gott hat wollen seinen Tod.“

„Vielleicht hast Du ihn selbst umgebracht. Eh! aufrichtig!“ — „Il m'a trop l'air de canaille ce vieux!“ schrie mein Gefährte dazwischen.

„Pau loa manawa puni puni oe“ (Du bist immer verrückt, Mann!)

„Ah! Ah! Tien. Es fehlt wenig und ich möchte fast an Dir den Cook rächen, Dir Deine Glatze eindrücken oder Dich scalpiren . . . ein anderes Mal werd' ich's Dir schon nachtragen, warte,“ und schnalzte dabei mit seiner Zunge, indem er den Göttern zu Ehren den letzten Tropfen Brandy austrank und mit seiner Peitsche so herumschlug, dass alle Kinder weit in die Ecken sich flüchteten.

„Und jetzt auf!“ rief ich. „Lasst uns gehen.“

„Diable, die Flasche ist ja ganz leer! Jetzt bemerke ich's erst.“

„Wir kommen auch ohne diese fort. Muss man denn in einem fort trinken? Warum schaffen Sie sich keine Vexirflaschen an?“

„Docteur, wir Matrosen kennen am Land nichts Besseres, und sollte ich Decocte, Infusionen oder gar Seewasser statt diesem ver . . . . . Brunnen- oder Regenwasser hinuntersaufen, ich würde mich wohler befinden."

„Was wollen Sie nun eigentlich anfangen?"

„Zurückkehren, gehen Sie allein weiter."

„Bravo! und die Partie zum Vulkan? und die Feuerschlünde? und das gegebene Wort? . . . eh!"

„Ich habe genug an meinem Weib und Kindern, die sind die wahren feuersprühenden Dämone, meine Wohnung ein Vulkan. Gehen Sie allein, Sie haben schon Humor genug, sich von Langweile nicht tödten zu lassen. Ich würde höchstens noch auf dem Wege wasserscheu werden. Bei Gelegenheit werden wir uns wieder treffen, daheim gebe ich zugleich Acht auf Ihr Haus und Ihre Patienten, damit sie schneller zum . . . „Das Wort S t y x blieb ihm im Munde stecken. Ich liess den Kautz seinen Weg gehen.

Bevor wir uns trennten, sollten wir noch Augenzeugen einer zärtlichen Scene werden. Es landete nämlich ein Canoe mit Bekannten. Diese Canoes werden von den Insulanern benützt, um sich von einem Fischerdorf zum andern zu besuchen. Sie sind oft zu zwei und zwei durch Querbalken aneinander befestigt, gross genug, um zehn Kanaker zu transportiren. Sie werden ziemlich gut aus den Stämmen der Bäume ausgehöhlt und sind sicher, obwohl dem Ungewohnten bei dem geringsten Wellenschlage vorkommt, als ob

er sammt und sonders in den Meeresgrund sinken müsse. Früher hatte man auch grössere, wahre malayische Proas, worauf bei 40 Personen und darüber Platz hatten, und womit von einer Insel zur andern mit grösster Sicherheit gesegelt und gerudert wurde. Jetzt sieht man sie nur noch als kleine Küsten-Fahrzeuge Früchte, Fische Poi, u. dgl. transportiren.

Die Gelandeten schienen nicht erwartet worden zu sein, denn sie wurden mit einem Schrei der Ueberraschung, einem „Aloha", aus allen Kehlen empfangen. Es waren zwei alte Weiber und ein alter Kanaker. Bald stellte sich heraus, dass sie gekommen waren, um ihre Kinder zu bebesuchen. Sie wohnten am andern Theile der Insel, jenseits der Berge und hatten ihre verheirateten Kinder seit Jahren nicht gesehen. Nun lagen sie sich gegenseitig freudig erregt in den Armen. Nicht ohne Rührung kann man dem zärtlichen Benehmen der sich wiedersehenden Insulaner zuschauen. Haben sich die Insulaner lange nicht gesehen, so umarmen sie sich und halten sich oft halbe, ja auch ganze Stunden fest umarmt, ohne sich vom Flecke zu rühren. Sie stimmen Lieder und Wehklagen an und erzählen sich singend von den Tagen, die sie während ihrer Trennung freudig oder trauernd zugebracht haben. Freude, Schmerz und Hoffnungen geben sie so kund. Bei traurigen Begebenheiten weinen sie bitterlich und lassen jammernd ihre wohlklingende Stimme weithin ertönen. So auch kommen beim Tode irgend

eines Angehörigen oder eines Freundes von weitem die Verwandten daher und sammeln sich rings um die Leiche des Dahingeschiedenen. Sie lassen ihre „U e U e", ihre Jammerlieder, oft so laut ertönen, dass man auf solche Weise eine ziemliche Strecke entfernt auf den Tod irgend eines Kanakers aufmerksam gemacht wird. Weiber werden oft bezahlt, damit sie ihre „U e" anstimmen.

Mein Weg zog sich längs der Küste hin, schlängelte sich dann über Berge hinauf, in Thäler hinab, bis ich bei den grossen Zuckerrohr-Pflanzungen Wailuku's ankam. Ich sah auch diese Plantagen in Folge der St. Francisco-Fallimente darniederliegen wie allenthalben auf den übrigen Inseln. Die grossen Feuerherde und Kamine der Fabriken ruhten, die Kanaker strichen hungernd herum. *)

Bei einem französischen Missionär sprach ich in Wailuku vor. Er war ein Weltmann, caeteris paribus — Schulden, verdriessliche Familien-Angelegenheiten und sogar ein Duell: pour une jolie femme hatten ihn gezwungen, seine Officiers-Charge niederzulegen und in der Société de Sacre Coeur eine Vergangenheit zu vergessen, die ihm wohl oft den Kopf gar schwer gemacht haben muss. Bald darnach wurde er als Missionär nach dieser Inselgruppe geschickt. Selbst hier beim Landen hatte er Un-

---

*) Einer neuesten Mittheilung zu Folge sollen sich jetzt ansässigen Zuckerfabrikanten günstigere Aussichten darbieten.

glück, denn seine kleine Geldbörse mit seinen wenigen ersparten Dollars fiel ins Meer und machte ihm den Beginn seiner Carriere um desto saurer. Gleich anderen Missionären lebte auch er vom Almosen, hatte es aber mit der Zeit so weit gebracht, dass er, wie ein Eremit, neben seiner Kapelle sein kleines Stück Land bebauen und sein Leben fristen konnte. Ich nahm bei ihm Nachtlager. Tags darauf machte ich mich wieder auf, um den 11.000 Fuss hohen Riesen zu besteigen. Zwei Kanaker sollten mir folgen und Decken mittragen, um die Nacht in jenen hohen, kalten Regionen desto gemüthlicher zuzubringen. Der Weg war nicht beschwerlich, denn ich ritt fast über lauter sanft hinansteigende Wiesen dahin.

Es traf sich, dass gerade auf denselben Tag der Geburtstag Kamehameha's fiel. Schaaren von Insulanern ritten den Weg einher, um entweder in Wailuku oder in Lahaina, ihrem Lieblings-Rendezvous-Ort, sich zu treffen und zusammen das übliche Fest zu feiern. Viele waren in Uniform und hatten sich dazu die sonderbarsten Kleidungsstücke, die grellsten Farben, gewählt. Diese Uniform bestand jedoch, wie ich es bald herausfand, nur aus verschieden gefärbtem Papier, aber so präcis und geschickt zugeschnitten und Uniformen fremder Officiere nachgeahmt, dass ich von weitem stutzte, wo diese Zahl wunderbarer Reiter eigentlich herkäme. Des Königs Geburtstag ist übrigens hier ein wahrer Carnevalstag. Denn Kamehameha lässt bei dieser Gelegenheit unter den Aermsten sowohl Poi

und Fische als auch andere Kleinigkeiten vertheilen. Die bemittelten Kanaker machen sich dabei einen guten Tag und feiern ihr „Luau-Freudenmahl“ in einer Art und Weise dass es den römischen Bacchanalien in Nichts nachsteht. Bei solchen Gelegenheiten muss ein Spannferkel oder wenigstens ein junger Hund das Mahl würzen.

Ich kam während des Nachmittags an einigen Insulaner-Hütten vorbei, einige tausend Fuss hoch am Haliakala gelegen, wo man eifrig mit dem Zurichten des „Luau“ beschäftigt war. Meine zwei braunen Begleiter luden mich dringend ein, anzuhalten und der Tafel die Ehre zu geben. Ich sah nur zu bald die Ursache dieses Zudringens ein: der Dunst des Schlachtopfers hatte derart ihre Nase gekitzelt, dass sie à tout prix ihren Gaumen befriedigen wollten. Gleich beim Absteigen kollerte vor mir ein runder Gegenstand dahin, welcher zur grossen Freude meiner Reisegefährten nichts anderes als der noch blutende Kopf eines soeben geschlachteten Hundes war. (Siehe Abbildg. 14.)

Maitai lio, ono, momona! Ein guter Hund, süss und fett! riefen sie und sprangen vor Freude herum. Gewöhnlich füttern die Kanaker die Hunde, welche zum Verspeisen bestimmt sind, ein paar Tage oder Wochen vorher ausschliesslich mit Poi und sauerer Milch, um das Fleisch mürber und wohlschmeckender zu machen. Der König hielt zu der Zeit meines Aufenthaltes acht Stück (ich glaube weisse) Hunde, in einem besonderen Locale abgesperrt. Der jedesmalige Verbrauch wurde sofort durch

andere Thiere ersetzt. Auch er liess dieselben nichts Anderes als sauere Milch und Poi fressen, um seine königliche Privattafel mit einem leckern Gericht zu würzen.

Hunde und Spanferkel werden auf gleiche Weise zubereitet; es werden zuerst Borsten und Haare entfernt, der Hund überdies geköpft, bei beiden der Bauch aufgeschlitzt und die Bauchhöhle nach Entfernung der Eingeweide (welche, wie bei den Hindostanern, ohne Unterschied ebenfalls verzehrt werden), mit rothglühenden Steinen gefüllt. Mit grosser Sorgfalt wird sodann das so zugerichtete Thier in breite frische Bananenblätter gewickelt und behutsam in eine Grube gelegt, die ebenalls zur Hälfte mit glühenden Steinen gefüllt ist. Asche, Schutt und Erde, womit man zuletzt die Grube abschliesst, hindern, dass Dampf und Dunst entweichen. Nach Verlauf von ungefähr $1\frac{1}{2}$ bis zwei Stunden wird der kleine Hügel, um den sich die hungrigen Kinder ungeduldig schaaren und spielen, wieder auseinandergeworfen und der Braten aus der Grube herausgehoben. Viele Reisende sind, ohne es zu wissen, von den gastfreundlichen Insulanern mit Hunde-Carbonaden bedient worden und haben das vermeintliche Spannferkel vortrefflich gefunden. Bei öfterem Genusse ist es übrigens nicht schwer herauszufinden, dass das Philax-Fleisch denn doch ein bischen süsslicher schmeckt.

Ich hatte Schlangen in Amerika, Ratten und Ameisen in China gegessen, warum sollte mir vor dem Fleische

des treuen Haushüters ekeln, zumal wenn zuerst dessen Blut mit Extra-Roob, mit süsser und saurer Milch gereinigt wurde? Ist der Braten gut zubereitet, der Hund jung und vorher mit Poi gefüttert worden, wie es hier der Fall war, so hat er, mit Ausnahme eines süsslichen Nachgeschmackes, durchaus nichts Degoutirendes, und ist eins gegen Tausend zu wetten, dass kaum der Hundertste Bedenken gegen dies Gericht erheben wird, hat er es nur einmal mit Appetit gekostet. Meine Gastfreunde sahen sich nach dem L u a u gegenseitig so vergnügt und lebenslustig an, dass ich durch meine Kanaker fragen liess, ob sie nicht etwas von ihren Nationalgesängen und Tänzen zum Besten geben wollten. Beides hat nämlich viel Originelles an sich.

Die Hawaiier haben eine überaus wohlklingende, kräftige Stimme, ihre Melodien beschränken sich jedoch auf wenige Töne und ihre Lieder fallen fortwährend in denselben Refrain zurück. (Als Beispiel siehe Musiknoten, Nr. 11). Mit Ausnahme einiger historischer sowie einiger Kriegsgesänge sind ihre Lieder durchgehends voll naiver Erotik, wollüstig und geradezu scandalös, um die Phantasie von Jung und Alt zu erhitzen und bei Sängern und Zuhörern eine bedenkliche Ausgelassenheit zu entfesseln.

Bei dem Tode eines Häuptlings oder eines mächtigen

---

*) Liholiho's hiess ein Kanaker-König. Er und seine Gemalin begaben sich 1824 nach England. Beide starben in London an Masern und ihre Leichen wurden nach den Inseln zurückgebracht. Dem Könige zu Ehren erhält sich dieses Lied als Liholiho's Trauergesang bis auf den heutigen Tag.

Kanakers sammeln sich, wie erwähnt, die Angehörigen, und weinen und wehklagen nach Art der alten Juden um den theuren Verstorbenen. Auch hier wie anderwärts finden sich Leutchen, welche, da sie gut bezahlt werden, ihre Stimme — nur durch heftiges Weinen und Schluchzen unterbrochen — derart erschallen lassen, dass man sie ausserordentlich weit entfernt vernehmen kann. Bei solchen Gelegenheiten führen sie auch ihre Tänze auf. Die wenig Bemittelten begnügen sich mit dem „U e U e,“ ihrem Jammergesang, indem sie so stundenlang fortheulen.

Man hat freilich (wie in Tahiti durch Pomare) auch hier den Götzendienst abgeschafft und zwar schon nach dem Tode Kamehamehas des Grossen (I.), aber in der That geschah dies nur „pro forma.“ Die Kanaker laufen zwar in die Kirchen, zu Hause aber erdröhnen Heidengesänge aus voller Kehle. Stirbt ein Regent oder eines seiner Familienglieder, so strömen aus allen Inseln Sänger und Tänzer zusammen. Viele, beiderlei Geschlechtes, bilden sich allmälig heran, schulen sich im Gesang und Tanz eigens ein, um bei Gelegenheit als perfecte Künstler auftreten zu können; diese werden dafür auch gut bezahlt, gerade wie bei uns die Musikanten, die zu einer Serenade gedungen werden. Das Grossartigste in diesem Genre sah ich in Honolulu aufführen und zwar öffentlich Angesichts aller in diesem Residenzstädtchen sich befindenden Missionen und deren Vorsteher.

Im Juni 1866 rief die beflügelte Botschaft sämmtliche, die da nur tanzen und singen konnten, nach Honolulu,

denn die Prinzessin „Victoria Kamamalu Kaahumanu" war ihrer Krankheit erlegen und die königliche irdische Hülle sollte in den ewigen Schlaf eingelullt werden. Die Ursache ihres Todes blieb allen ein Geheimniss, doch wollten böse Zungen behaupten, dass sie schon ihr siebentes Kind absichtlich abortirt hätte und eine nicht zu stillende Gebärmutterblutung sie in's Grab gebracht habe. (Les mechants!!) Als Prinzessin jedoch und Royal Highness wurde das Ganze wie gewöhnlich ziemlich glücklich vertuscht und die Schuld auf den Arzt gewälzt.

Insulaner gruppirten sich allabendlich in dem Hofe des Palastes — ein einstöckiges steinernes Haus in Honolulu, ein wahres Blockhaus — um ihre Heidengesänge und Tänze aufzuführen. Durch 30 volle Tage oder vielmehr durch 30 volle Nächte wurden die wunderlichen braunen Gestalten nicht müde, beim Scheine der „Kukui"-Fackel ihre Körper zu schwingen und ihre Kehlen heiser zu martern. Den Weissen war zwar der Zugang nicht gestattet, als Turner konnte man sich jedoch auf die Nachbarbäume schwingen und über die neidische Mauer hinweg dem sonderbaren Thun und Treiben ziemlich gut zusehen. In der Mitte eines geräumigen Hofes sassen Männer und Weiber gruppirt; abwechselnd tanzten und sangen sie, wobei mancher Tanz auch in niedergekauerter Stellung ausgeführt und Hände und Rumpf allein in Bewegung gesetzt wurden. Einige der niedergekauerten Insulaner schlugen dazu mit der flachen Hand auf mächtige, oft 2—3 Fuss hohe
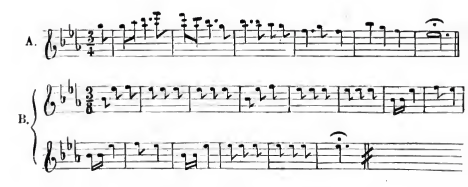
Kürbiss-Kalabassen, indem sie mit den Fingern klopfend darüber hinweg gleiteten oder den Rhythmus dadurch markirten, dass sie die hohlen Kürbisflaschen mit beiden Händen erfassten und damit auf den Boden schlugen. Vor ihnen, genau dem Takte folgend, schwebten beim Schein der lodernden Fackeln die geschmeidigen, schlanken Gestalten mehrerer junger Wahines (Insulanerinen) bald nach rechts und bald nach links; in wollüstigen Touren schwangen sie, ohne den Ort merklich zu verändern, ihre schön gebauten vollen Hüfte, und streckten dabei in wunderlichen, abgerundeten Bewegungen die Hände gleich Sirenen aus, um das begehrte Opfer schmachtend zu umfangen.

Dies ist die Tanzweise der meisten barbarischen Völker. Bei Malayen, Japanesen, Hindostanen u. s. w. fand ich sie ebenfalls, nur fehlt die merkwürdige Abrundung der Bewegungen und die ausserordentliche Grazie der Hawaiier. Die Bewegungen des Tanzes „Hula Hula" werden allmälig immer wilder, die Schwingungen immer ungestümer und schneller, die Augen feuriger, die Anfangs gebrochenen, halblaut gemurmelten wollüstigen Worte immer heftiger und mit wahrer Leidenschaft herausgestossen. Jedoch fort und fort spornt der Applaus der umringenden Menge die Tänzer zu neuen Anstrengungen ihrer phantastischen Production an, bis sie endlich erschöpft anhalten und andern Gruppen Platz machen müssen, die dann ihrerseits zur Abwechslung Trauer- und Kriegsgesänge

von wahrhaft martialischem Ernste anstimmen und mit possirlich ernster Miene begleiten.

Fortwährend fesselten neue Erscheinungen und neue plastische Situationen die Aufmerksamkeit der Menge. Viele der Kanaker, welche durch vorausgegangene schlaflose Nächte ermüdet, sammt Weib und Kind auf ihrer Matte lagen, schliefen singend nach und nach ein. Die Leiche der Prinzessin lag unterdessen noch immer in demselben Hofe inmitten der singenden Gruppen, nur war sie den Augen der Menge verborgen. Wie gesagt, durch dreissig Nächte erklangen die wilden Töne vor den Pforten des Todes und dies unter allerlei Ausschweifungen, Zähneausschlagen und Weiberschändungen. Hierauf schritt man zur Beerdigung der Leiche, an der auch fast sämmtliche Ausländer theilnahmen. Die Leiche wurde ins königliche Mausoleum gelegt und vor den Thüren die Kahilis (Federbüsche) aufgepflanzt.

Das Mausoleum liegt nahe an Honolulu im Nuanu-Thale und ist aus Corallen-Blöcken gebaut. Darin ruhen die Kamehameha's, und zwar nur die letzten Könige, denn von den Gebeinen früherer Könige weiss man nichts, da in früheren Zeiten die Leichen der Regenten und Häuptlinge auf irgend eine Weise zerstört, wahrscheinlich in die Vulkane geworfen wurden — vielleicht um zu verhindern, dass die Kanaker aus den Knochen derselben sich Fischangeln oder andere Dinge schnitzen, wie sie es so gerne



Nr. 11. A. Liholiho's Trauergesang.
B. Ein Volkslied.



Nr. 12. Eine Medikamenten-Bude in Fort Street onolulu.

zu thun pflegen, um sich grösseren Glückes zu ihrem Fange zu versichern.

Die Kahilis* sind lange cilinderartige Federbüsche, einige darunter 4 – 8 Fuss hoch und darüber, auf langen Stangen befestigt. Sie sind aus den verschieden buntfarbigen Federn zusammengesetzt. Je bemittelter der Insulaner, je mächtiger der Häuptling, desto länger der Busch, desto kostbarer die Federn. Einige Kahilis der Könige bestehen fast ausschliesslich aus den gelben Federn einer Vogelart Mamo und „Ooo“, die in den Wäldern der grossen Insel Hawaii eingefangen wird und nur zwei bis vier gelbe Federn unter dem Flügelgelenk besitzt. Die Seltenheit dieser Vögel und die geringe Anzahl der Federn, die an den Schwingen sind, machen solche Kahilis ungemein kostbar und geschätzt. Die Jagd auf diese Vögel ist verboten.

Noch einer andern Merkwürdigkeit sei hier erwähnt. Es ist der charakteristische Mantel der Hawaii'schen Könige, welcher neun Generationen in Anspruch genommen hat, um vollendet zu werden. Er ist 4 Fuss lang, bei 12 Fuss breit und besteht nur aus den gelben Federn dieser Vögel. Der Diamant des Rajah Mattan in Borneo, der Orloff des russischen Scepters können keinen grössern Werth besitzen, als der Kriegs - Mantel Mamo für die Hawaiier hat. Die am Eingange des Mausoleums aufgepflanzten Kahilis werden nicht eher entfernt, als bis der Bart der

---

*) Auch im Museum zu sehen.

Federn im Verlauf der Zeiten verwittert und die verdorrten nackten Kiele allein zurückgeblieben sind.

Die Nacht war bereits angebrochen. Unsere Insulaner sassen, nachdem sie auch im Tanzen das Ihrige geleistet, noch immer im lustigen Kreise scherzend, lachend und singend beisammen. Ein altes Mütterchen zog meine Aufmerksamkeit auf sich. Ich konnte Anfangs nicht recht begreifen, warum sie fortwährend ihre Körpertheile inspizirte und dann rasch die Hand zum Munde führte. Bald aber wurde es mir klar, obwohl ich noch immer nicht meinen Augen trauen wollte. Zum Glücke hatte ich mein Mahl schon genossen, sonst wäre es um dieses geschehen gewesen!!

„Was — ist es möglich, oder soll ich meine Augen Lügen strafen?“ sprach ich die Kanakerin an. „Was thun Sie da? Sie verbeissen sich ja an Flöhen und andern derartigen harmlosen Geschöpfen wie ein bissiger Buldogg?“

„Ae“, erwiederte sie ruhig, indem sie noch den blutigen Rest eines Flohes zwischen den Fingerspitzen fest hielt. . . . „Ae, Floh beisst mich, ich beisse Floh, Floh saugt mein Blut, ich sauge mein Blut zurück.“

„Kanakerin! Du sprichst wie ein delphisches Orakel!“ Mein Führer wollte mir nun bemerken, dass bei ihnen diess allgemeine Sitte wäre, und sich Niemand darüber wundere, sondern dass man es sogar ganz begreiflich findet, wenn selbst Hausthiere durch eine freundliche Hand auf solche Art und Weise von ihren Parasiten befreit werden. Voilà!

Auch dieses schien mir ein Curiosum, das man erst sehen muss, um daran zu glauben.

Ich nahm Abschied und nun ging es fort bergauf im raschen Trabe. Die treuen Begleiter über uns, der Mond und Millionen funkelnder Sterne strahlten bei der ausserordentlichen Reinheit der tropischen Atmosphäre als prächtige Wegweiser auf uns herab. Ein des Weges kundiger Insulaner ritt voran. Bäume und Gesträuche wurden immer seltener und seltener, bis endlich nur mehr dichtes Gras den Boden bedeckte. Nicht lange und wir waren gezwungen, sammt und sonders knapp beisammen zu reiten. Es kam nämlich die Region der Nebel, die uns die Fernsicht benahm und in einen undurchdringlichen Schleier einhüllte Oft, wie durch einen Zauberstab, zertheilte sich zwar der Nebel und der lächelnde Mond blickte durch die Lücke wieder freundlich herunter. Wie durch Instinct getrieben, folgte mein Führer dem Pfade, welchen das sich herumtreibende Vieh und Schaaren verwildeter Ziegen im weichen Boden eingetreten hatten und oft zu verdriesslichen Verwirrungen Veranlassung geben musste. Die Luft wurde feucht, wirbelnd jagten die Nebelmassen in den verschiedenen Luftschichten, als ob sie sich verfolgen oder in rastlosem Kampfe vernichten wollten, während die Kälte um so empfindlicher wurde. Wir spornten unsere Thiere an, um aus dem Bereiche dieser nassen und kalten Atmosphäre zu kommen. Ueber eine Stunde dauerte dieser unangenehme Weg, bis wir endlich aus diesem Nebelmeer glücklich heraustauchten.

Wer hohe Berge bestiegen, deren Kegel durch Wolken umrungen sind, weiss, welcher Anblick hoch oben seiner wartet! Wir waren unserem Ziele nahe. Eine tausend Fuss hohe Kraterwand allein noch erhob sich vor uns. Der blaue Himmel mit seinen funkelnden Welten reflectirte sein Licht auf die unter uns dahinschiessenden Wolken. Wie Silberstreifen verrieth sich das Meer in der Ferne. Wir gönnten uns einige Augenblicke, um unsere Lippen mit einem frischen Trunk zu laben und unsere Glieder zu stärken. Wo wir dürres Gestrüppe fanden, zündeten wir es an, hell und krachend loderte es rasch auf. Mit rasender Schnelligkeit ergriff das Feuer die Nachbargesträuche und nahm bald eine so mächtige Dimension an, dass es hie und da im Thale wohl bemerkt worden sein musste. Spät nach Mitternacht erreichten wir den Kamm des Haliakala-Kraters.

Wer vermag die Kräfte der Natur aufzufassen, deren Eindrücke zu schildern, deren Erscheinungen und Wirkungen zu beschreiben? Zwei Bilder werden mir ewig ungeschwächt in der Erinnerung bleiben, der Anblick des Niagara-Falles und zwar von der Höhle Cave of the winds aus, und der furchtbare Haliakala-Schlund. In riesigen Zacken enden die Wände des Kegels, und beträgt die Mündung dieses Kraters von einem Punkte zum gegenüberliegenden im Durchmesser 19 engl. Meilen. Die Ränder des gegenüberliegenden Kammes werden nur als blaue Gebirgsstreifen am Horizont sichtbar, deren Wandungen sich hie und da bei 2 bis 3000 Fuss in die Tiefe senken.

Schwarze, an einigen Stellen feuerrothe erstarrte Lava bedeckt tief unten den Grund. Trotz dass seit Menschengedenken kein Ausbruch erfolgte, bemerkt man nirgends eine Spur von Vegetation oder von Leben. Alles ist der Zerstörung, alles demselben Todesrufe anheimgefallen wie vor Zeiten, als das flüssige Element den Grund versengte. Ein wahrhaft riesiges, schauervolles Grab!! Hie und da von einander isolirt erheben sich von der Basis dieses Riesenkessels andere Vulkane über ein Dutzend an der Zahl, meilenweit von einander getrennt, welche das Imposante noch mehr erhöhen und von der schöpfenden Gewalt ein lebendiges wunderbares Zeugniss abgeben!!

Ueber ein Jahr war nun schon verstrichen — wie angenehm und wie rasch! Die gewaltigen Naturerscheinungen, das Deliciöse des Klimas, die Gastfreundschaft der Insulaner und Ansiedler machten meine Abfahrt von Tag zu Tag schwerer, so dass ich sie unter allerlei Gründen hinausschob. In Honolulu zurückgekehrt, erfuhr ich zu meinem nicht geringen Erstaunen von den stattgefundenen blutigen Kämpfen zwischen Oesterreich und Preussen. — Ich staunte, die meisten Deutschen in Honolulu in ihrer politischen Gesinnung so plötzlich und so gewaltig verändert zu finden. Hannoveraner, Hamburger, Frankfurter, Baiern etc., die früher nur für Oesterreich und dessen Macht schwärmten, konnten plötzlich nicht jenug die preussischen Waffen und Thaten rühmen, nicht jenug das anständige, tapfere, jottvolle Benehmen der Preussen hervorheben. Zu

der Zeit lag auch gerade das preussische Kriegsschiff „Vignetta“ im Hafen, und Deutsche und Amerikaner wussten nicht was zu thun, um nur die neuen Helden zu feiern. Soiréen wurden veranstaltet, in denen immer mehr Geld und Wein, als gesunder Witz versprudelt wurde. Zu Ehren jener jungen Officiere sei es aber gesagt, dass sie weniger Vergnügen an den heuchlerischen Huldigungen jener veränderlichen Menschen, als in den verführerischen Armen der braunen hawaischen Sirenen nach langen harten Entbehrungen einer Seefahrt gefunden haben. . . . . Ungewöhnlich lang dauerten dieses Jahr die Kona-Winde, und unser Capitän, ein Amerikaner, verschob täglich die Abfahrt nach China, wohin ich eben nun zu reisen gesonnen war. Ich war der einzige weisse Passagier am Bord. — Insulaner und Chinesen bildeten Mannschaft und Passagiere, die mich gleich einem rebellischen Haifisch angafften und mir eben keine angenehme Fahrt zu prophezeien schienen, die auch wirklich, wie es sich in einem meiner nächsten Werke zeigen wird, keine Plaisirfahrt war. — Endlich rückte die Abschiedsstunde heran, drei Schüsse fielen von unserem kaum einige hundert Tonnen fassenden Shooner, ein Hurrah und fort schwankte und krachte das kleine zerbrechliche Fahrzeug in den Wogen des stillen Oceans gegen das Reich der Mitte hin zu den bezöpften Häuptern. Wir hatten nun bis nach Hongkong 5000 englische Meilen vor uns und allmälig verloren wir die schönen Hawaiischen-Inseln aus den Augen.

Anhang.

Kurzgefasste Correspondenz zwischen einem langjährigen Ansiedler Hawaii's und dem Verfasser. *)

> Motto:
> „Wahre Freundschaft ist von hinten und von vorne
> Nicht Ros' ins Angesicht und hinter'm Rücken Dorne."
> Rückert.

New-York Oct. 1868.

Lieber Doctor!

Ich habe Deinen Brief erhalten. — Also hast Du Dich wirklich entschlossen, in Europa zu verbleiben? All right! Gott möge Dir Geduld und Sitzfleisch geben. — Ich mag es Dir glauben, dass Dich die sonderbare Nachricht überraschte, mich jetzt zum zweiten Mal in Amerika zu wissen. Es ist einmal der Gang der Dinge so. Well! Was haben nicht meine Verwandten gethan, gewiss das Möglichste, um mich daheim zu fesseln, und ich das Meinige, dort zu verbleiben, aber ich sage Dir, Bluttropfen habe ich geschwitzt, bis ich mich eines Tages wieder auf

---

*) Die wahren Namen der in diesen Briefen Betheiligten vielleicht in der nächsten Auflage.

und davon machte. Durch 10 volle Jahre hatte ich die berauschende Luft Hawaii's geathmet. Du weisst, Freund, welch' ein Land! Durch 15 Jahre im Auslande gelebt, sollte ich mich in den alten Kram wieder fügen! Dam . . So glücklich Ihr Euch in Wien, in dieser gemüthlichen Stadt des alten Continentes, befinden möget, so unbehaglich fühlt sich Einer, der vom Auslande hinüberkommt, um dort „for ever“ zu verbleiben.

Mir geht es jetzt in New-York Gott sei Dank ganz gemächlich, obwohl es anfangs nicht ohne Schwierigkeit ablief. Denn die hat hier Jeder, hauptsächlich aber alle Greenhorns, die herübersegeln.

Schreibe mir bald und ausführlich, besonders über Deine auf den Sandwichs-Inseln zugebrachte Zeit. Du kannst Dir wohl denken, dass mir, einem fast naturalisirten Insulaner, dies nicht gleichgiltig sein kann. Du bist mir übrigens ohnehin noch viel Aufklärung schuldig, und Du weisst, amice, um was ich Dich besonders gebeten habe.

Es verschwinden nämlich meine in Honolulu zugebrachten letzten Stunden im Dunklen, und gerne möchte ich über so Manches Aufklärung haben, von dem ich Dir in meinem letzten Briefe Erwähnung that. Sure werde ich Dir dafür ewig dankbar sein.

Good by to you old Friend

Dein Arthur.

NS. Ich hoffe bald Partner meines Geschäftsfreundes zu werden.

Wien, 26. October 1868.

Lieber Arthur!

Ja wohl erinnere ich mich lebhaft an vergangene Tage, die ich mir auch nur zu oft zurückwünsche! Wie vergeuden wir oft die besten Stunden und hoffen auf bessere Zukunft, während die Gegenwart, nicht selten die beste Zeit unseres Lebens, ungewürdigt vor uns vorüberstreicht. Du wünscht Aufklärung über viele Dinge, die Dich betreffen. Du hast mich in dem ersten und wiederholt in Deinem letzten Brief vom 10. October darum ersucht. Es sei. Obwohl ich Dir auch unaufgefordert vielleicht mündlich mehr mitgetheilt hätte.

Wie lebhaft steht noch der Tag vor mir, als ich zwischen dem Haufen chinesischer Schoppen in Honolulu dahin wandelte und unerwartet durch den freundlichen Dr. E. H. mit Dir zuerst bekannt wurde.

Wie haben sich unsere Herzen gleich gefunden. Ja, lieber Arthur, in der Fremde vermag man erst den Werth eines wahren Freundes zu würdigen. Nie befand ich mich glücklicher als in unserer niedlichen kleinen Wohnung, nicht ferne vom rauschenden Ufer. Mango- und Tamarinden-Bäume beschatteten ringsum die Veranda's, und Bananen mit ihren grünen riesigen Blättern verbargen uns vor neugierigen Augen. — Wie schnell vergingen uns da nicht die Stunden und manch' entzückende Mondesnacht im heiteren Gespräche; wie mancher grauende Morgen überraschte uns nicht in Gedanken versunken! Wie ungeduldig sehnten

wir uns den Abend herbei, um in ihrer Nähe süsser Worte zu lauschen. — Ja, sie hatte Dein Herz mit Sturmschritten erobert und Du hattest Dich einem solchen lieben Feinde auf Gnade und Ungnade ergeben, Dich widerstandslos in Cupido's Fesseln schlagen lassen. Ist es nicht so? Jetzt, wo Jahre schon verstrichen, mögen Dir gewiss noch die Lippen von ihren glühenden Küssen entflammen. Damals freilich bildete die schöne Mestizin den einzigen Stoff unserer Gespräche, und Du sahst Alles nur durch ihr schönes bezauberndes Auge. Doch wozu den Traum auffrischen? Punica fides nulla fides. Dasselbe könnte man von der Indianerliebe sagen. Und sind die Mischlinge etwa besser? Sie betäuben durch alle möglichen Kniffe und Griffe die Sinne, um ihre Opfer desto sicherer zu umgarnen, aber wahre Gefühle sind ihnen wahrhaftig unbekannt. Noch sehe ich ihre Augen von Thränen befeuchtet, um sie kurz nach Deiner Abfahrt lachend zu erblicken. Les femmes mon ami . . . Jedoch lassen wir das.

Du frugst mich über Dinge, die wahrlich unangenehm sind, sie hier wieder zu erwähnen. Jedoch Du wünschest es — es sei.

Vorerst danke ich Dir über Deine Congratulation, endlich glücklich in Europa angekommen zu sein. Du wirst noch manches darüber lesen. Die Krähwinklerei hat sich zwar hier in nichts vermindert oder auch nur verändert, jedoch findet man hie und da lichte Stellen, wo man sich von der Sonne ebenso gut bescheinen lassen kann, wie

irgendwo in den Staaten. Vorderhand trachte ich meine Verdauungsorgane zu stärken, die unter allen möglichen Abnormitäten während so vieler Jahre in animalischer und vegetabilischer Kost verteufelt stark gelitten haben. Denn es ist ein gewaltiger Unterschied, Freund, zwischen dem Bier daheim und dem brakish Wasser (salziges Trinkwasser) in Abessinien — ähnlich einer über ein Gefäss gespannten Eselshaut, die nach oben oder unten sich baucht, je nachdem die Luft mittelst eines Apparates in das hermetisch geschlossene Gefäss hinein oder herausgepumpt wurde, wächst hier die Magengrube, daheim der Bauch.

Ich mag es Dir glauben, dass Dir die letzten Stunden in Honolulu wie Fata-morgana-Bilder vorgekommen sein mögen. Dort haben Dir die Leute den Kopf schwer genug gemacht. Ich will, weil Du es wünschest, Dir Alles in wenigen Worten erzählen.

Beiläufig 14 Tage vor Deiner Abreise sass ich in einem der Rumpelkästen Fort street (siehe Abbildung 12), der eine Apotheke vorstellen soll, in welcher Medicinen feilgeboten werden, deren Verkauf in Europa zu unannehmlichen Auftritten mit dem Gerichte führen würde, hier aber als Wunderbalsame ihre Käufer finden — als plötzlich R. H. eintrat. „Lieber Doctor,“ sagte er mir geschäftig, als ob ihn der Boden brennen möchte, „ich habe Ihnen etwas mitzutheilen . . .“ und blickte sich dabei um, um sich zu überzeugen, ob nicht ungerufene Zuhörer gegenwärtig sind. „Wir sind allein, Herr, was steht Ihnen zu Diensten?“

„Eine recht wichtige Angelegenheit . . aber dürfte ich Sie vorerst um Ihre Discretion bitten?“ — „Das können Sie. Sie wissen, es ist dies die erste und heiligste Pflicht eines Arztes.“ — „Ganz recht . . . Haben Sie bei unserem Freunde Arthur nichts bemerkt?“ — „In welcher Beziehung?“ — „Nun, Sie verstehen mich wohl? . . . ich meine, wie auffallend er sich in der letzten Zeit benimmt . . . Ist nicht so thätig wie früher, macht absurde Auslagen . . . und . . hm!“ — „Auffallend, meinen Sie? . . . ja, auffallend schwach, indem mein Freund, Ihr Procuraführer, in der letzten Zeit gar zu stark in Ihrem Bureau in Anspruch genommen wird und Alles nur auf seine Verantwortung geht. — Von einem sonstigen auffallenden Benehmen bemerkte ich nichts . . . jedoch was meinen Sie denn eigentlich? . . . Heraus mit der Farbe!“ — „Hm! ich glaube, er ist nicht recht bei Sinnen!“

Da konnte ich mich eines herzlichen und lauten Lachens nicht erwehren. „Ah! ah! Herr R. H., ich wünschte, ein Jeder könnte über einen so guten Menschenverstand verfügen!“ — „Nun, Doctor, es ist Alles recht, aber Sie sind nicht fortwährend mit ihm, Sie kennen ihn nicht so lange wie ich, fügte er mit eigenthümlicher Gleissnerei hinzu. Ich glaube, es wäre eine Luftveränderung am Platz!“ — „Very well!“ sagte ich, „da thun Sie wahrhaftig gut, wenn Sie ihm ein Bischen seine Arbeit abnehmen, ihn für einige Zeit mit der Controlirung von Fellen und Häuten arctischer Thiere und sonstigen Aufträgen verschonen und ihm auf

eine andere Insel schicken . . . er wird sich sicher erholen.“ — „Wie wäre es, wenn er nach Europa . . .“ — „Warum nicht gar!“ — „Aber sein precärer Zustand?“ — „Glauben Sie wirklich, mein Herr, dass wir es mit einem Irrsinnigen zu thun haben? Sehen Irrsinnige wirklich so aus, oder will man ihn zu einem solchen machen? Zum tausendsten Male sage ich Ihnen, dass nichts dergleichen in ihm steckt und sein Zustand nur in einer Abspannung seiner Kräfte besteht, und dass wir um kein Haar besser unsere fünf Sinne beisammen haben als er. Ich sehe daher keinen genügenden Grund, ihn gesundheitshalber Weltreisen unternehmen zu lassen. Sie wissen ja, dass auf unseren Inseln das Umgekehrte der Fall ist, und Leute vom Continente herüber kommen, um sich zu erholen.“

Und so, lieber Freund, endete unsere Conversation, welche einige Tage darauf von Neuem in Angriff genommen wurde und mit demselben Resultate endigte.

R. H. hatte sogar als alter, einflussreicher Ansiedler einen dort ansässigen Arzt — traurig genug aber wahr — für seine Sache zu gewinnen gewusst. Vergebens trat ich für Dich in die Schranken und bot Alles auf, auf den wahren Grund dieses sonderbaren, absurden Benehmens zu kommen. Anfangs schien mir dies nicht gelingen zu wollen, und lange blieb es mir unbegreiflich, warum dieser Geldmann mit solchem Eifer für Deine Abreise eingenommen war. Vergebens suchte ich solch' elende Machination — denn als solche erachtete ich sein Treiben Dir gegenüber —

die Stirn zu bieten, und Deine Bekannten, die mich darüber häufig befragten, eines Bessern zu belehren. Da dieser Mann Geld hatte, lange im Lande und daher einflussreich war und ich erst kurze Zeit in Honolulu lebte, so mussten meine Bemühungen fruchtlos bleiben. Auch wussten die Schlauen recht gut die Liebe zu Deiner Heimat anzufachen, die Freude Dir zu schildern, welche die Deinigen bei Deinem Wiedersehen empfinden würden.

Du gingst endlich fort. Ich liess Dich ruhig ziehen, denn ich wollte Deinen Willen in keiner Weise beeinflussen. Aber bald nach Deiner Abreise, Freund, wurden mir die Absichten dieser eingedörrten, pfennigdürstigen Krämerseele klar. . . . Es war ihm ein Partner (Associé) nothwendig, um seine alten von Gicht und Podagra geplagten Tage unbelästigt in seiner ausgeräucherten, europäischen Stube zu enden. Du, sein Procuraführer, sein ehrlicher, treuer Gehilfe durch so viele Jahre hindurch, sein Substitut in Allem, während er in Europa Geld und Zeit verprasste, warst ihm nun zu arm. — Du kennst die Habsucht, den Geiz, jene misstrauischen Gesellen dieses Daseins, die machten ihn Deiner bescheidenen Mittel wegen wankend: Dich, der Du immer ehrlich gewesen, als Partner zu wählen; er wollte einen bemittelten Geschäftsfreund und suchte Dich aus dem Wege zu schaffen, wozu ihm kein Mittel zu niedrig, keines zu schlecht war . . . Soll ich nun weiter reden? Was brauchst Du noch mehr zu wissen?

New-York . . . . .

Freund! Ich habe Alles, Alles gelesen. — Ja, so ist die Welt, wenn man Einen nicht mehr braucht, jagt man ihn davon. Hier artig, dort derb. Nie aber dachte ich, den Narren im vollsten Sinne des Wortes spielen zu müssen. Durch zwölf volle Jahre hatte ich seiner Firma treu und ehrlich gedient, um — welchen Dank! — im Momente der Belohnung als Narr erklärt zu werden.

Ich weiss nicht, ob Du recht oder unrecht gethan, mir damals den richtigen Sachverhalt verhehlt zu haben. Mag sein, dass meine damalige Aufregung und Herzaffaire Dich abhielt, mir Mittheilungen zu machen. . . . Deshalb also urgirte er meine Abreise? Desshalb konnte er die Stunde meiner Abreise kaum erwarten? Jetzt werden mir seine Briefe klar, die ich in Bremen vorfand, wo er mich auf schöne Weise abfertigte, was er in Honolulu sich zu thun scheute, weil er sich gar zu vieler Verpflichtungen mir gegenüber bewusst war. — Well! Ewig Dank für das, was Du für mich gethan, Freund. Pope sagt: What is done, is done — ziehen wir also einen Vorhang darüber.

Jetzt bin ich munter und in voller Thätigkeit in New-York in einem tüchtigen Handlungshause. Du weist, New-York ist eine Stadt, wo man nicht schlafen darf. Zwar wäre ich gerne wieder nach den Inseln zurück, die mir zur zweiten Heimat geworden sind; auch hatte ich M . . . nicht so leicht vergessen können, die mir ewig unvergesslich zu bleiben schien, aber leider musste ich

sogar von ihr das Schlimmste erfahren. Wenn es Dir möglich ist, so schreibe mir etwas mehr und ausführlicher darüber. Ich hatte ihr zweimal geschrieben und zwar kurz nach meiner Abreise. Später habe ich mir glücklich den ganzen Schwindel aus dem Kopf geschlagen, könnte also auch den tragischesten Mittheilungen mit ruhigem Puls zuhören. — Ich hätte sogar ein kleines Geständniss über neue Heiratsprojecte mitzutheilen, nur werde ich diesmal wohl keine Mestizin, sondern eine Vollblutweisse nach Hause schleppen.

Wien . . .

Lieber Arthur!

Ich fühlte erst seitdem Du fort warst, welch' angenehme Gesellschaft ich in Dir verloren hatte. Die neuen Eindrücke der Insulaner-Stadt verwischten sich rasch und machten bald einer Leere Platz, der ich durch ein schnelles Abreisen auf die anderen Inseln, wo noch das Urwüchsige mehr vertreten ist, zu entgehen suchte.

Ich schlenderte nur noch einige Tage in den Strassen Honolulu's herum, wo es mitunter ganz gemüthlich zuging, wenn man die Gemüthlichkeit, wie die Amerikaner zu thun pflegen, von dem Standpunkte aus betrachtet, betrunken die Gassen zu messen und von einer Ecke zur andern zu taumeln. Zu der Zeit waren eben die Wintermonate, die freie Zeit für Wallfischfänger, welche ihr Geld in den „drinking rooms“ und „shops“ singend und lärmend anbringen. Und dieser, wie Du wohl weisst, sind in Honolulu nicht

wenige. Mit diesen Schaaren wetteiferten im Poltern und Zanken auch Matrosen einzelner im Hafen anwesender fremder Fahrzeuge. Es kam oft zu sehr komischen Scenen zwischen diesen sonderlichen Bachusfreunden und den Hawaiischen Policemen. Auf mich machte es wirklich einen recht possierlichen Eindruck, zu sehen, wie diese Insulaner, die selbst oft ihren letzten Blutstropfen für einen Brandytropfen hergeben möchten, einen Schnapsbruder festzuhalten sich bestrebten. Selten ging es ohne Boxiren ab, wo dann meist die Kanaker den Kürzeren zogen und die Stücke ihrer transparenten Uniform, in welcher sie sich wie buntangezogene Affen ausnehmen, in allen Himmelsgegenden aufsuchen mussten.

Ein Fremder, der nach Honolulu kommt, der sieht sich wahrhaftig jeden Augenblick der Gefahr preisgegeben, von einem daherrasenden Reiter überritten zu werden. Während allenthalben in jedem Winkel der Hawaiischen Inselgruppe eine Grabesruhe herrscht, welche nur durch die Brandung der Wogen und durch das monotone Pfeifen der Passatwinde in den Wäldern oder zwischen Abhängen und Schluchten unterbrochen ist, und das Leben gar nicht viel von dem jener Zeit verschieden ist, wo die ersten Segel die ersten Eindringlinge herüber brachten, scheint in Honolulu der wahre Teufel eingewandert zu sein. Es ist aber auch leicht erklärlich. So viele fremdartige Elemente in einem so winzigen Fleck zusammen geworfen! Da muss es Zusammenstossungen, Reibung und Feuer geben. Wie

braust und saust ein Jeder in seinen freien Stunden! Nichts konnte mich mehr amusiren, als lustige Insulaner nach feierlichem Schmause heimjagen zu sehen. Natürlich sind sie gewöhnlich in einem solchen Zustande, der jeden Andern zu Boden werfen würde, den Insulaner aber höchstens hin und herwirft, ohne ihn vom handtellergrossen Sattel hinabschleudern zu können. Diese Leute scheinen übrigens mit dem Ross so verwachsen zu sein, dass sie selbst die grösste Quantität geistiger Getränke aus ihrem Sattel kaum herausbringt.

Eines Abends trieb es mich ohne bestimmtes Ziel in das Thal hinaus; ein Theil der Glocken mahnte zum Abendgebet, andere zu den Meetings in den Kirchen. Spät Heimkehrende sprengten im vollen Galopp, um vor der rasch eintretenden Finsterniss ihre Hütte zu erreichen. Ich mochte nicht lange gegangen sein, als ein donnerndes Hurrah und ein nicht aufhörenwollendes Gelächter an mein Ohr drang. Nun bemerkte ich, dass ich mich in der Nähe des Vereinsortes und Lieblingsaufenthaltes sämmtlicher in Honolulu lebender Deutschen befand. Du weisst, auch wir lieber Freund, hatten daselbst manchen vergnügten Abend zugebracht, denn wahr ist es, die Deutschen im Ausland halten tapfer zusammen und wollen ihre sauer verlebten Stunden Abends bei heiterem Gespräch und Gesang und beim nie fehlenden Glas Bier vergessen. Diesen Abend wurde nämlich der Abschied mehrerer Seeofficiere gefeiert. Einen

grösseren Thurm Babel sah ich in meinem Leben nicht. Das arme Clavier aus den Zeiten Barbarossa's mit seinen sieben wehen Tasten wurde durchklopft, um die rauhen, von Bier und sauerm Wein verstimmten Kehlen zu übertönen. Einige dickbäuchige Gestalten taumelten um ein Billard-Gerippe, auf dem eckige Kugeln herum- oder vielmehr von demselben herabhüpften. Ein paar freundliche Bärentatzen bemächtigten sich meiner, sobald ich an der Schwelle ansichtig wurde, und fort ging es im wirbelnden Tanz trotz Sträuben und Flehen, dass mir die Sinne wirr wurden. Dabei verfehlte der Clavierspieler nicht, für diese neue Posse die türkische Musik mitspielen zu lassen. — Bei der Rückkehr wurden sämmtliche Lieder, die einem nur von seiner Jugendzeit im Kopfe sein können, aufgefrischt und der bereits im Schlafe liegende Insulaner durch diese Art Katzenmusik auf's Beste unterhalten.

Das Unglück wollte, dass unser Club eine Gruppe Engländer aus dem englischen Club treffen musste, welche bei einer ziemlich starken Brandy-Beleuchtung ein erneuertes Mord-Attentat auf unsere Nieren machten, dem die Meisten auch nicht zu widerstehen vermochten. Ich benützte diesen Augenblick, um mich davon zu schleichen und dem silbernen Ufer entlang in vollen Zügen den herrlichen Anblick des eben aufgehenden Mondes zu geniessen, der einer rothen Kugel ähnlich sich langsam über die oberste Kegelspitze des benachbarten Vulkans emporhob, als plötzlich ein Lispeln aus dem nahen Gebüsche meine Aufmerk-

samkeit auf sich zog. Auf den Inseln sind derartige Nacht-Rendezvous eben keine Seltenheit, und man dünkt sich in dieser Beziehung in den Zeiten der ritterlichen Caballeros, denn Kanaker und Halbweisse bringen, wenn auch in verschiedener Weise, in später Nachtstunde, am liebsten beim Mondenschein ihre Hingebung auf dem Altar der Liebe dar Ich wollte daher diese Nachtwandler unbelästigt lassen und meiner Wohnung zuschreiten, als das leichte Lüftchen mir wohlbekannte Namen zuwehte. — Du weisst, wie die Insulaner mit Spitznamen gleich bei der Hand sind und einen Neuangekommenen auch sogleich mit einem solchen beehren; so nannte man mich: Kauka haore pipikenaka (der weisse Arzt, der Stierbekämpfer) — eine schmeichelhaftere Bezeichnung hätten sie wohl nicht wählen können. Die Conversation wurde halb in englischer, halb in der Sprache der Eingebornen geführt und ich wusste beiläufig, dass die daran Betheiligten Mestizen sein müssten und dass dieser „Kauka haore pipikenaka“ vorderhand eben den Stoff des Gespräches bildete. wesshalb ich ohne Weiteres langsam hinter den wenigen dazwischen liegenden Bäumen und Gesträuchen hinschlich und allmälig und unbemerkt dem Liebespaar näher kam.

Du hättest Dir keinen schmachtenderen Anblick vorstellen können! Breite Bananenblätter ringsum und ein hohes weiches Gras machten die Ruhestätte wahrhaft bezaubernd. Kaum konnte ich mein Erstaunen unterdrücken. als ich in den Armen eines jungen Mestizen Deine M . . .

erblickte, mit glühenden Augen die brennenden Lippen ihres Geliebten suchend, während ihr schönes schwarzes Haar in langen Locken von ihren vollen Schultern herunterwallte. Der Mond beleuchtete neidisch diese sonderbare Gruppe, die gleich Paul und Virginie das Ueppige eines tropischen Panoramas erhöhte. „Dear sweet M . . . . my darling, my only love! wie innig und heftig liebe ich Dich!“ liess sich die Stimme eines Mannes hören, der mit unterdrückten, stürmischen Gefühlen die schlanke Sirene an die Brust drückte. „Du solltest mir entrissen werden. . . . You shall not . . . never! Wie konntest Du aber nur für einen Moment mir untreu werden?“ — „Du kennst“, erwiederte sie seufzend, „meinen Vater. Er ist ein Weisser und will mich nur an einen Weissen verheiratet wissen, aber ich hasse diese blassen Fremden, welche stets das Geld vor Augen, nur dem Scheine huldigen! Mein Herz schlug immer nur für Dich und wird nur für Dich schlagen. Ich bin eine Hawaiierin!“ — „Du bist aber doch mit jenem Deutschen, der jetzt unser Ufer verlassen, auf zu vertraulichem Fusse gestanden, — mein wachendes Auge hat Deine Umarmungen erspäht und meine Hand zuckte schon nach Rache.“ — „Kennst Du, mein Geliebter, eine Insulanerin, die, mag ihr Blut noch so gemischt sein, einem Bleichgesicht sich hingeben und treu lieben kann? Lasse Dich nicht täuschen. Es war nur ein Spiel, zu dem mich mein Vater trieb . . .“

Schönes Spiel, Du Herzlose! dachte ich. Also nur ein Spiel waren Deine süssen Worte? Deine Küsse, Deine Betheuerungen und Versprechungen meinem Freunde gegenüber waren Dir also nur Zeitvertreib? Pour tuer le temps, eh! Ich vergass den Ort, meine Lage, und stampfte den Boden. Lange blieb ich wie versteinert an der vom Monde beleuchteten Stelle. Sie mochten wahrscheinlich das Geräusch gehört oder die Nachtstunde schon zu vorgerückt gefunden haben, denn sie trennten und entfernten sich rasch.

Du kannst Dir den Zustand meines Gemüthes denken, als ich nach Hause taumelte. Später freilich konnte ich mich allenthalben besser überzeugen, dass diese Mischlinge einer dem andern ähneln und um kein Haar besser sind, als die M . . . . Diese Mestizen scheinen von ihren verschiedenracigen Eltern eben nur die Schattenseiten, die Laster zu erben, — überall war mir der Vollblut-Ureinwohner mit allen seinen Fehlern am liebsten.

Du wirst nach allem dem gewiss staunen, wenn ich Dir sage, dass ein Jahr darauf M . . . dennoch von einem weissen Ansiedler heimgeführt wurde. — Was sollen die Weiberfeinde erst dazu sagen! . . . In Hawaii sind eben die Cicisbei insbesonders bevorzugt, — man liebt hier keine Othello's!

Bevor ich schliesse, will ich Dir zum Zeitvertreib noch einige Incidentien während meines Aufenthaltes auf den Inseln mittheilen. Im Parlamentshause Honolulu's

ging es eines Tages recht komisch zu. Die braunen Gouverneurs der acht Inseln nahmen sich in ihrer Gala-Uniform wie die in parade angekleideten Portiers von Barnum's zoologischem Museum in New-York aus. Sie standen regungslos, wie leblose Gestalten da, als Kamehameha V. in seinem Mamo- (Feder-) Mantel das Parlament in höchst eigener Person eröffnete. — Höret!

Von den verschiedenen Departements kamen auch sämmtliche Häuptlinge zusammen und ich hatte das Vergnügen, sie Tags darauf bei der darauffolgenden Sitzung aus ihrem scheinbaren Phlegma springen zu sehen. — Ursache dazu gab ein Weisser, ein gewisser Haris, ein dürrer Geselle, und zwar so dürr und trocken, dass man seine Knochen klappern hörte und die Farbe seiner genossenen Speisen „à travers l'estomac" sehen konnte. Als schlauer Yankee wusste er sich zum Attorney-General, später zum liliputanischen Finanzminister empor zu schwingen. Seine Habsucht hatte ihm jedoch viele Feinde unter den Häuptlingen gemacht, die, einfältig genug, in seine Schlinge gefallen und viel Morgen Landes verloren hatten. Nun riss diesen braunen Gesellen doch endlich die Geduld, und als der Finanzminister in einer Emphase so recht über das Resultat einiger gelungenen Spitzbubenstreiche zu peroriren begann und den Insulanern den Vortheil von Papier über das klingende Geld auseinander zu setzen sich bemühte, erdröhnten aus allen Kanaker-Kehlen die alten Kriegsgesänge Kamehamehas I. In leidenschaftlichen Ge-

berden stiessen diese braunen Teufel im Parlamentshause Worte aus, welche den dortigen Weissen nur zu bekannt siad, und nicht sehr aufmunternd für Denjenigen anzuhören sind, der etwas auf sein Leben hält. Du hättest jetzt den langbeinigen Haris erblassen, von der Kanzel herunterspringen und das Weite suchen sehen sollen. Gewiss fühlte er sich im Augenblicke um 90 Procent leichtfüssiger. Seiner heimatlichen Regierung folgend, strebte auch er auf den Hawaiischen Inseln so eine Art Greenbacks *) einführen, aber die Häuptlinge, die diese Idee als eine neue Missgeburt seiner hinterlistigen, phantasiereichen Schwindeleien betrachteten, machten diesmal kurzen Process und fingen an, da ihnen Haris mittlerweile entwischt und unter ihnen Hader entstand zuerst die unschuldigen Bänke des engen Raumes zu zertrümmern, worauf sie sich gegenseitig die gewiss noch unschuldigeren Nasen zusammenschlugen. — Es entstand eine wahre Metzelei, die zum Glück nur auf das Parlaments - Gebäude und auf das Gerüste des hervorragenden Gesichtstheiles beschränkt blieb. Nach befriedigtem Nationalstolze krochen die Mitglieder wieder aus dem Gehänse wie Schnecken nach geschmolzenem Schnee : zerfleischt und in einem Zustande, dass man eher raufllustige Fleischergesellen

---

*) Greenbacks: amerikanische Papier-Dollars. Diese Banknoten werden ihrer grünen Farbe wegen an der verkehrten Seite so genannt.

als ordentliche Parlamentsmitglieder vor sich zu haben geglaubt hätte.

Diese kleine Begebenheit könnte jedoch beweisen, dass diese Leute, wenn es in ihrer Macht stünde, den Weissen sammt ihrem von denselben aufgeschwindelten Parlamentshause bald ein Ende machen würden.

Blicken wir auf die Polynesier der Fidschi-Inseln, die wilder von Charakter, jetzt *) die weissen Ansiedler der Baumwoll-Pflanzungen systematisch angreifen, deren Besitzthum niederbrennen und sie sammt den Kulis ohne Unterschied ermorden. Diese armen Urmenschen jedoch sträuben sich vergebens! Sie werden überwältigt. Da man einmal ihre Lieblings-Schlupfwinkel aufgefunden, wird man sie nicht mehr loslassen, bis sie gänzlich unterjocht oder besser gesagt, gänzlich ausgerottet sein werden. Es wäre denn eher möglich, wie Jean Paul sagt, die auftauchenden Bläschen einer Flüssigkeit von einer eben entkorkten Flasche niederzuschlagen als deren Wunsch zu erfüllen.

Freund! Ich habe nicht so lange wie Du auf Hawai gelebt, aber ich zweifle nicht, dass Du, wenn Du meine Ansichten darüber lesen wirst, mit denselben vollständig einverstanden sein wirst. Es liesse sich zwar manches romantischer und unterhaltender geben, aber der Geist wird durch Erfahrungen trocken und wortkarg.

*) Siehe Illustr. Leipz. Ztg. 12. Juni 1869.

Lassen wir die dazwischen liegende Zeit ruhen und versetze Dich in den Dir bekannten Ballsaal. Einigen fremden Kriegsfahrzeugen zu Ehren wird ein Fest gegeben, welche Gelegenheit ich nicht unbenützt lassen wollte.



Fremde Offiziere und die Haute volée der Kanakerstadt versammelten sich in einem Raume, der eher eine Scheuer genannt zu werden verdiente. Es mochte auf diese Leute den Eindruck gemacht haben, als ob sie einer kleinen Soirée beiwohnten, die in miniatur einem armseligen Dorfball in ihrer fernen Heimat nicht unähnlich gewesen sein mochte. Die hervorragensten Ansiedler verfehlten nicht ihre Frauen mitzubringen und Mestizinen thaten ihr Möglichstes, um ihren verhassten Rivalinen, den weissen Frauen nicht nachzustehen. Vollblut-Insulanerinen liessen sich , wie gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten gar nicht sehen, denn sie

sind zu schlau, um nicht zu wissen, dass der Eindruck, den ihr brauner Teint und ihre aufgedunsenen Gesichter auf den Fremden machen, keine für sie schmeichelhafte, poetische Erinnerung zurücklassen; sie suchen daher lieber anderwärts ihre natürlichen Reize zur Schau zu tragen, besonders bei Hofbällen, wo sie dann ihrerseits das überwiegende Contingent abgeben und nicht ermangeln den galanten und süssen Worten der eingeladenen jungen Fremden, die aus reiner Courtoisie solche braune Venusgestalten umflattern, mit wohlwollendem Lächeln zu lauschen und mit freundlichen Blicken zu belohnen (Händedruck ist bei ihnen keine Mode).

Obwohl mich dieser Complex von Racen-Carrikaturen nicht wenig interessirte, hatte ich noch immer nichts gefunden, was meine Aufmerksamkeit zu fesseln im Stande gewesen wäre, als ich plötzlich Deine M . . . . erblickte. Sie sass in der entlegensten Ecke des Saales und hatte wahrscheinlich absichtlich, aber nichtsdestoweniger vergebens die beschattetste Stelle gewählt. Sie war in einem eifrigen und wie es schien nicht uninteressanten Gespräche mit einem amerikanischen Haudegen begriffen.

Diesen Abend erschien sie mir besonders strahlend, und auf die Gefahr hin, mir durch die Unterbrechung der Conversation ihren Unwillen zuzuziehen, ging ich auf sie zu. Ihre schwarzen herabhängenden Locken umzüngelten ihr schön ovales Gesicht, die Aufwallung gab dem leicht olivenfärbigen Teint ihrer Haut eine röthliche Schattirung,

die mit den feurigen, von langen Wimpern beschatteten Augen gut harmonirte. Ein weisses Lino-Kleid um die schlanken Hüfte, der frische Blumenkranz um ihre Schläfe hätten die Erscheinung wirklich feenhaft gemacht, hätte nicht ein Schlangenherz dahinter gesteckt.

„Oh! Doctor you are getting quiet a stranger to us“ — sagte sie im reinsten Englisch, sich leicht erhebend. „Hatte ich doch recht gehört, dass Sie schon seit einigen Tagen hier sind“, fügte sie mit eigenthümlichem Ausdrucke hinzu und blickte mich dabei boshaft schelmisch an. — „Yes Miss, seit zwei Tagen — war aber wegen Unpässlichkeit förmlich unsichtbar und wollte ....“ — „Well, well! wahrhaft ein triftiger Grund, um sich nicht sehen zu lassen. Sie haben sonderbare Medizinen für sich selbst. Wahrscheinlich kamen Sie auf diesen Ball, um gesund zu werden.“ — „Und um das Glück zu haben Sie vielleicht hier unter Musik und Tanz zuerst sehen zu können. Kann ich das Vergnügen haben, Miss, Sie zu einem Tanz zu engagiren? — selbstverständlich, wenn Sie noch eine freie Rubrik für mich haben.“ — „Certainly, certainly! Obwohl Sie ein bischen spät kommen, aber die vorletzte Quadrille vielleicht? Wir haben über vieles zu sprechen, und ich hoffe, dass Sie nicht ganz auf uns vergessen haben ...“

Ich verbeugte mich und ging. - Der Saal war gefüllt, und einige Musikanten, die man versucht gewesen wäre für herumvagirende böhmische Kneipenmusikanten zu

halten, schienen die Resistenz unseres Trommelfelles in entsetzlicher Weise auf die Probe setzen zu wollen.

Endlich kam die Reihe an mich. Ich liess nicht meine Tänzerin warten.

„Liebe M., wie sind Sie heute Abends so bezaubernd schön und wie haben Sie sich zu Ihrem Vortheile während des einen Jahres, dass ich Sie nicht gesehen habe, geändert, wenn man überhaupt reizender werden konnte! Wie viele werden Sie nicht heute bewundern! Soll es mir erlaubt sein, mich unter Ihre Verehrer zu zählen?" — Sie mochte etwas Lakonisches aus meinen Worten herausgefunden haben, denn sie erwiderte etwas unsanft: „Don't flatter Doc . . . Yon know I don't like that." — Diess wäre das erste Weib dachte ich mir, das nicht geschmeichelt werden will. „Schade, dass mein Freund nicht hier ist," fuhr ich fort, „wie würde der sich glücklich schätzen . . ." und ich blickte sie fest an, um die Wirkung meiner Worte zu erspähen. — Sie war sichtlich betroffen, denn sie blickte mich lange mit ihren grossen, schwarzen Augen forschend an, um den Sinn meiner Worte zu errathen, so dass ich sie wiederholt zum Tanze ermahnen musste. — „Haben Sie irgend eine Nachricht von ihm?" frug sie hastig und scheinbar mit Interesse — „Well Miss, aber ich glaube kaum, dass Sie dies interessiren dürfte." — „Warum denken Sie das. Er schrieb mir nur zweimal und zwar im Anfange, dann hörte ich nichts mehr von ihm. Er hat mich vergessen." — „Oder vielleicht Sie ihn." —

„Welcher Grund führt Sie zu dieser Vermuthung?“ — „Weil sie sich seit seiner Abfahrt gar nicht um ihn bekümmert, weder nach ihm gefragt noch seine Briefe beantwortet haben. „Uebrigens,“ fuhr ich langsam fort, die Worte betonend, „wenn ich einmal recht gehört habe, so sind Ihnen die blassen Fremden verh . . .“

„Come along, come along!“ (weiter, weiter), schrie unser vis-à-vis, das die Verwirrung meiner Dame bemerkt haben mochte. „Nicht links — rechts! Wie der Tanz berauscht!“ bemerkte ein neben mir herumhupfender Hagestolz, der seine etlichen Champagnerflaschen glücklich im unvermälten Zustande in die tieferen Regionen befördert hatte — „ja, als ich jung war . . .“ Er hatte keine Zeit zu vollenden, denn seine dicke Schöne schleppte den Skeletten zur Pastourelle nach und zwar wie es schien mit einigen Kniffen, denn er verdrehte die Augen wie ein verfolgter Tintenfisch.

„Sie werden sich besser erklären“, erwiederte M. und griff nach meiner Hand.

Ich war noch unschlüssig, wie ich dies am besten zu thun im Stande wäre, als am unteren Ende des Saales, gerade beim Finale, ein höllischer Lärm entstand, der in so heftigen Auftritten endete, dass Alles sammt und sonders das Weite suchte. Es ergab sich alsbald, dass ein erhitzter, sprudelnder junger Kopf beim Tanze seine Färbige der weissen Dame vis-à-vis vorführte, die sich schon seit Beginn der Quadrille sehr zweideutig benahm, gegen Ende

jedoch sehr deutlich zu verstehen gab, dass sie mit Negros nicht tanzen wolle. Das gab böses Blut, zuerst unter den „Crinolinen," hierauf unter ihren Tänzern und Nachbarn, wodurch ein ganz anständiger Krawall improvisirt wurde.

Ich schliesse meine Zeilen mit einem herzlichen Gruss vom Abbé K . . . an Dich. Einige Tage vor meiner Abreise ritt ich nach den Bergen hin, um diesen Kauz zu besuchen. Wie werden auch gleichgiltige Dinge und Plätze lieb, wenn man sie lange nicht gesehen und man von ihnen nun für immer Abschied nehmen muss! Das Nuano-Thal, Freund, welches ich durchritt, mit der Unzahl kleiner buschiger Einfriedungen um die niedlichen Ansiedler-Wohnungen übte diesmal einen wehmüthigen Eindruck auf mich aus, und gerne hätte ich mich entschlossen, dort zu verweilen. Am königlichen Mausoleum gähnten mir noch die verwitterten schwarzen Kahilis der verstorbenen Princessin entgegen, welche dem Eintretenden das Traurige dieser Stätte zu verkünden und zu zeigen schienen, wie alles Irdische, und mag es auch noch so glänzend sein, früher oder später dem gleichen Loos des Zerfalles anheimfallen muss.

Ich hatte gute vier Stunden geritten, das enge Thal, die Pali (Abgrund) längst hinter meinem Rücken, bis ich mich endlich mit meinem müden Gaul aus dem Labyrinthe von grossen und kleinen Hügeln zwischen eingepferchten Thälern glücklich herausgearbeitet hatte. Endlich tauchte

von einer beträchtlich tief gelegenen Ebene ein weisses längliches Gebäude auf, von einer lachenden grünen Ebene umgeben, die sich weit hinaus bis zum Ufer des Meeres hinzog. Es war die katholische Missionsschule, die geräumigste auf der Oahu-Insel jenseits der Berge.

Da es schon sehr spät Abends war, als ich ankam und der Abbé als Director dieser kleinen Anstalt, um seinen braunen Schülern mit gutem Beispiel voranzugehen, auf dem harten Lager in Morpheus Armen lag und Alles fest entschlafen war, so blieb mir nichts anderes übrig, als das Pferd abzusatteln und in der leeren nebenan liegenden Capelle, knapp dem zerfallenen Altare, auch mir ein Lager zurecht zu machen, indem mir der Sattel als Kopfpolster diente. Dabei versüssten mir Tausende von kleinen Plagegeistern, die um meinen Kopf herumsumsten und herumbissen, so wie andere, die auf meinem Leib herumkrochen, so angenehm die Nacht, dass ich mir sehnlichst den Tag herbeiwünschte.

So sehr ich mir vorgenommen hatte, mit Tagesanbruch aufzubrechen, so wusste doch der freundliche Abbé mit tausend Einwürfen mich davon abzuhalten und mir die Zeit mit Allem nur möglichen zu verkürzen. Er zeigte mir den geräumigen Saal, wo Insulanerkinder und Mestizen ihren ersten Unterricht erhielten, und liess einige Burschen zum Zeitvertreib einem kleinen ergötzenden Examen unterziehen. Dieser Saal, sagte er mir, wird zur Essstunde in ein Speiselocal, zur Nachtszeit in eine Schlafstätte und bei Feierlich-

keiten zu allem nur immer möglichen umgewandelt. Er hatte nicht Worte genug, seine Schüler zu rühmen, wie sie ihrem lieben, alten Lehrer einen Ruheplatz im Grase errichteten, beschattet von benachbarten Felsen, von wo ein frischer Quellstrom lustig herunterhüpfte, um nach einem kleinen Fall im schlängelnden Umwege den grünen Teppich der lachenden Wiese zu durchziehen und zu befeuchten. Als echter Irländer blieb auch der Abbé seinem Nationaldurste getreu und hatte hinter Gebetbüchern und Catechismen immer einen respectablen Vorrath von Wisky Flaschen, die, so lange sie inhaltsschwer waren, diesen dunklen Raum hartnäckig behaupteten, im entgegengesetzten Falle aber neuen Eindringlingen den Platz räumen mussten.

Kurzum dieses siebzigjährige Männchen fühlte sich des Abends ausserordentlich behaglich und seine schlotternden Füsse contrastirten lebhaft mit seinen stechend gewordenen kleinen Katzenaugen. Was konnte er mir nicht alles erzählen von den Erlebnissen, die er und der Bischof Magrey in Honolulu hatte, was die ersten katholischen Eindringlinge nicht Alles machen mussten, bevor sie von den andern Secten anerkannt, und ihnen endlich dieselben Rechte eingeräumt wurden!!

Gegen Abend erschallten einheimische und fremde Lieder aus den jungen Kehlen, besonders zeichneten sich die Mestizen mit ihren hellen, reinen Stimmen aus. Ich suchte diesmal ein besseres Lager, um vor Mitternacht noch unter der hellen Beleuchtung des aufgehenden Mondes

Abschied zu nehmen, während unser Abbé, der seine heimatlichen Berge, Dich, mich und alle Insulaner sammt der Dynastie Kamehameha's hoch leben liess und selbst der Whisky-Reserve hinter seinem Pulte glücklich den Garaus gemacht hatte, einige Stunden später im aufgehenden Planeten den grauenden Morgen zu erblicken glaubte und in seinem noch nicht ganz ausgeschlafenen Rausche zur Capelle taumelte, wo er, wie er jeden Morgen zu thun gewohnt war, nach dem Stricke der Missionsglocke griff und so zu ziehen begann, dass Alles sammt und sonders binnen wenigen Augenblicken auf den Beinen war, herauslief und erstaunt dem sonderbaren Treiben des alten Abbé zusah. Die Kinder liessen sich übrigens den Spass göttlich gefallen, tanzten und sprangen schlaftrunken herum und improvisirten einen Tumult, der jeden Tauben zum Hören gebracht haben würde, den Abbé aber kaum zur nöthigen Besinnung brachte, sein Bett so schleunig als möglich aufzusuchen und fortzuträumen!

Ich erklärte indess den Kindern, dass dies so irländische Sitte sei, von liebgewordenen Freunden Abschied zu nehmen.

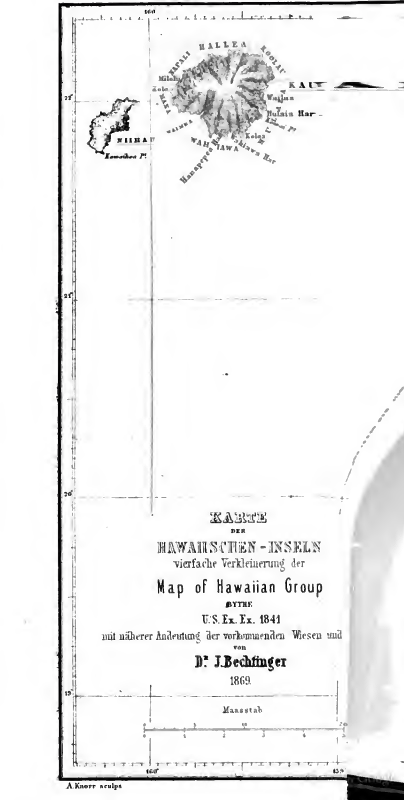
Ende.

Inhalt:

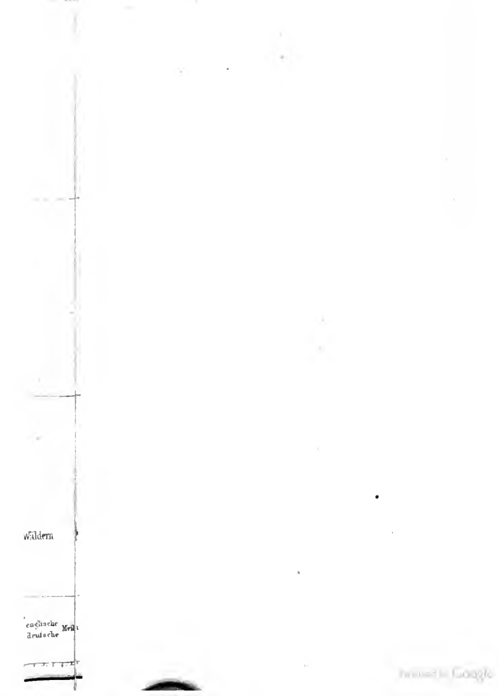


Auf, zu den bezöpften Häuptern!

WIEN 1869.
Buchdruckerei von W. Jacobi,
Praterstrasse 47.



HALLEA
KOOLAU
KAUI
NIIHAU
WAIMEA
Kolon
Waipa Har
Hanapepe
Kawaihoa Pt
KARTE
DER
HAWAIISCHEN - INSELN
vierfache Verkleinerung der
Map of Hawaiian Group
BY THE
U.S. Ex. Ex. 1841
mit näherer Andeutung der vorkommenden Wiesen und
von
Dr. J.Bechtinger
1869.
Maasstab
A.Knorr sculps


Wäldern
englische
deutsche
Meil





